

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES • 4/1995



Inhalt

Jörg Biel	Editorial	145
Robert Crowell/Ute Fahrbach/ Barbara Kollia-Crowell/ Christine Wieczorek	Schloß Dallau – Der Schlußbericht	147
Ulrich Boeyng	Von den Wasserkräften in Alt-Württemberg Das Heimbach-Kraftwerk in Bettenhausen	159
Frank Löbbecke	Das Haus „zum Roten Basler Stab“ in Freiburg im Breisgau. Grabung und Bauforschung in einem 850jährigen Hauskomplex	169
Erik Roth	Gartenstadt Haslach in Freiburg	179
Leo Schmidt	Der Wiederaufbau der Freiburger Innenstadt nach dem Zweiten Weltkrieg: Denkmalpflege damals und heute	189
Gitta Reinhardt-Fehrenbach	„...Verzehrt vom Feuer soll der Leib mir werden, In Rauch und Asche soll er schnell vergehn...“ Das Freiburger Krematorium	199
Dietrich Lutz	900 Jahre Kloster Alpirsbach Bericht über das Kolloquium „Alpirsbach 1095–1995: Zur Geschichte von Kloster und Stadt“ am 19. und 20. Mai 1995	207
	Ausstellungen	219
	Neuerscheinung	220

Titelbild

Elztal-Dallau, Neckar-Odenwald-Kreis. Schloß Dallau von Südwesten. Zum Beitrag Robert Crowell/Ute Fahrbach/Barbara Kollia-Crowell/Christine Wieczorek: Schloß Dallau – Der Schlußbericht.

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG · Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes

Herausgeber: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Mörikestraße 12, 70178 Stuttgart · Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Prof. Dr. Dieter Planck · Schriftleitung: Dr. Christoph Unz · Redaktionsausschuß: Dr. H. G. Brand, Dr. J. Breuer, Prof. Dr. W. Stopfel, Dr. M. Untermann, Dr. J. Wilhelm · Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner, Stuttgart · Druck: Konradin Druck, Kohlhammerstraße 1–15, 70771 Leinfelden-Echterdingen · Postverlagsort: 70178 Stuttgart · Erscheinungsweise: vierteljährlich · Auflage 20 000 · Gedruckt auf holzfreiem, chlorfrei gebleichtem Papier · Beim Nachdruck sind Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung erforderlich.

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT
DES LANDESDENKMALAMTES

24. JAHRGANG 1995

Inhalt

Jörg Biel	Siedlungsarchäologie im Heilbronner Raum	39–48
Jörg Biel	Editorial	145–146
Ulrich Boeyng	Von den Wasserkräften in Alt-Württemberg Das Heimbach-Kraftwerk in Bettenhausen	159–168
Robert Crowell/ Ute Fahrbach/ Barbara Kollia-Crowell/ Christine Wieczorek	Schloß Dallau – Der Schlußbericht	147–158
Ute Fahrbach	Warum nicht konservieren?	25–27
Ute Fahrbach	Kloster Seligental – kein Fall für die Denkmalpflege?	99–110
Ute Fahrbach siehe: Robert Crowell/ Ute Fahrbach/ Barbara Kollia-Crowell/ Christine Wieczorek	Schloß Dallau – Der Schlußbericht	147–158
Martina Fischer/ Otto Wölbert	Zur Konservierung und Restaurierung des Südportales der ehem. Stiftskirche in Wimpfen im Tal	59–63
Karl Fleck †	Trubel um ein Marienbild	133–136
Wolfgang Frey	Die Restaurierung der Hölzer aus dem römischen Weihebezirk von Osterburken	15–19
Uwe Gross	Archäologische Beiträge zur Hygiene im Mittelalter und in der frühen Neuzeit	137–143
Mane Hering-Mitgau	Die Jahreszeiten von Johann Christian Wentzinger und ihre Versetzung ins Stadtmuseum Freiburg Gartenskulptur und Denkmalpflege	123–132
Wolfgang Kaiser	Das „Sommercafé“ in Badenweiler Ein frühes Beispiel progressiver Nachkriegs- architektur	20–24
Georg Friedrich Kempter	Zur Rekonstruktion des barocken Gartens von Weikersheim	64–72
Christiane Kendel/ Dagmar Zimdars	Der Üsenberger Hof in Endingen Bestand und Restaurierung	49–58

Barbara Kollia-Crowell siehe: Robert Crowell/ Ute Fahrbach/ Barbara Kollia-Crowell/ Christine Wieczorek	Schloß Dallau – Der Schlußbericht	147–158
Sabine Kraume-Probst	Riedlingen Die Altstadt als Denkmal	9–14
Hubert Krins	Die Synagoge in Rottenburg-Baisingen Ihre Rettung und Erhaltung	91–98
Bernhard Laule	„Weder erhaltenswert noch sanierungsfähig“	111–114
Frank Löbbecke	Das Haus „zum Roten Basler Stab“ in Freiburg im Breisgau Grabung und Bauforschung in einem 850jährigen Hauskomplex	169–178
Dietrich Lutz	900 Jahre Kloster Alpirsbach Bericht über das Kolloquium „Alpirsbach 1095–1995: Zur Geschichte von Kloster und Stadt“ am 19. und 20. Mai 1995	207–218
Franz Meckes	Editorial Kurtheater Bad Wildbad	89–90
Dieter Müller	„... die Wolff mit der wolffs Gruben zu fahen, jst überauß gemein und sehr leichlich zu machen“ Wolfsgruben – Denkmäler historischer Jagdausübung	73–84
Dieter Planck	Jahresbilanz	1–2
Dieter Planck	Editorial	37–38
Gitta Reinhardt-Fehrenbach	„... Verzehrt vom Feuer soll der Leib mir werden, In Rauch und Asche soll er schnell vergehn...“ Das Freiburger Krematorium	199–206
Erik Roth	Gartenstadt Haslach in Freiburg	179–188
Leo Schmidt	Die Skulpturen am Freiburger Flughafengebäude: Zum Umgang mit Nazikunst unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg	28–33
Leo Schmidt	Der Wiederaufbau der Freiburger Innenstadt nach dem Zweiten Weltkrieg: Denkmalpflege damals und heute	189–198

Jörg Sigwart †	Das ehemalige Prämonstratenserkloster Allerheiligen und die Denkmalpflege im 19. und 20. Jahrhundert	115–122
Anja Stangl	900 Jahre Kloster Alpirsbach	3–8
Otto Wölbert siehe: Martina Fischer/ Otto Wölbert	Zur Konservierung und Restaurierung des Südportales der ehem. Stiftskirche in Wimpfen im Tal	59–63
Dagmar Zimdars siehe: Christiane Kendel/ Dagmar Zimdars	Der Üsenberger Hof in Endingen Bestand und Restaurierung	49–58
Christine Wieczorek siehe: Robert Crowell/ Ute Fahrbach/ Barbara Kollia-Crowell/ Christine Wieczorek	Schloß Dallau – Der Schlußbericht	147–158
Buchbesprechungen		35–36, 88
Mitteilungen		34, 86–87, 144, 218–220
Neuerscheinung		220
Personalia		85
Tagungsbericht		34–35, 85–86

Denkmalstiftung Baden-Württemberg

Ihre Arbeit in Beispielen und Zahlen – Geschäftsbericht 1995

Das 10jährige Bestehen der Denkmalstiftung Baden-Württemberg und die Darstellung ihrer Arbeit in einer Jubiläumsschrift ließen den auf nur ein Jahr bezogenen Geschäftsbericht wenig attraktiv erscheinen, könnte nicht mit Befriedigung festgestellt werden, daß auch das Jahr 1994 erfolgreich war und Highlights aufzuweisen hat.

Beginnen wollen wir mit dem Hinweis, daß das Kuratorium neu bestellt worden ist und daß Herr Staatssekretär Rainer Brechtken vom Wirtschaftsministerium an die Spitze des Kuratoriums berufen wurde. Er löste Herrn Innenminister a.D. Dietmar Schlee ab, der diese Position seit Gründung der Stiftung inne hatte. Sein Stellvertreter ist Herr Dr. Volker Scholz von der Firma Daimler-Benz AG.

Im Vorstand ist insoweit ein Wechsel eingetreten, als Herr Prof. Dr. Dieter Planck als neuer Präsident des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg an die Stelle von Herrn Prof. Dr. August Gebeßler getreten ist.

Im Jahr 1994 wurden Fördermittel in Höhe von knapp 7 Mio. DM bewilligt; es entfielen auf

Private Eigentümer	3.070.000 DM
Bürgerinitiativen	670.000 DM
Kirchliche Eigentümer	625.000 DM
Kommunale Eigentümer	2.605.000 DM

Daß ein so hoher Anteil vom Fördervolumen auf Denkmale in Kommunalbesitz entfiel, ist als Ausnahme zu betrachten und begründet in einem Zuschuß in Höhe von 1,4 Mio DM für Schloß Aulendorf, ein Sonderfall in vieler Hinsicht.

Im Berichtsjahr gingen 65 Anträge ein; in fünf Sitzungen des Vorstandes und zwei Sitzungen des Kuratoriums wurden 63 Anträge behandelt. Für 38 Maßnahmen konnte eine Förderung bewilligt werden. Bereits bewilligte Zu-



Das **Haus Baader in Konstanz**, eine großbürgerliche Villa im Stil der Florentiner Renaissance von Adolf Weinbrenner, errichtet 1869, besitzt hohen Denkmalwert. Ihre künstlerische Ausgestaltung, u.a. obige Glasmalerei im Treppenhaus, wurde in mehreren Bauabschnitten instandgesetzt.

schüsse wurden bei fünf Maßnahmen gekürzt, weil auch die Baukosten hinter der Planung zurückgeblieben waren. 13 Anträge mußten aus Gründen, die sich aus der Satzung oder aus den Förderrichtlinien ergeben, abgelehnt werden. Sieben Anträge wurden zurückgestellt, zum Teil wegen noch nicht gesicherter Finanzierung, zum Teil aber auch weil zuvor bürgerschaftliches Engagement angeregt werden sollte.

Herausragende Objekte sowohl hinsichtlich der Zuwendungshöhe als auch auf Grund ihrer denkmalpflegerischen Bedeutung waren:

Schloß Aulendorf, Kr. Ravensburg, ein Sorgenkind der Denkmalpflege, das durch besondere finanzielle Anstrengungen des Landes vor dem Verfall gerettet werden konnte. Um es auch einer denkmalverträglichen Nutzung zuzuführen, waren für den Ausbau weitere Mittel erforderlich. Die Denkmalstiftung hat die Stadt Aulendorf als künftige Eigentümerin mit einem Betrag von 1,4 Mio. DM unterstützt. Auf die Stadt entfallen außer dem Beitrag zur Restaurierung vor allem die Kosten des künftigen Unterhalts für den umfangreichen Komplex.

Das **ehem. Kloster Frauenberg** bei Bodman, Kr. Konstanz, liegt in schwer zugänglicher Lage auf einem Bergsporn des Bodanrückens am Bodensee. Errichtet anstelle einer zerstörten Burg, enthält das Bauwerk umfängliche, noch unversehrte Substanz aus dem Spätmittelalter. Neben Mauerschäden, die zu beheben waren, galt es insbesondere, die im Laufe der Jahre in Gefahr geratene Standfestigkeit des Gebäudes wieder herzustellen. Die schwere Zugänglichkeit verursacht vor allem für den Materialtransport einen außergewöhnlich hohen Aufwand (Bau einer Materialseilbahn). Zu den mit ca. 2,3 Mio. DM veranschlagten Gesamtkosten für die notwendigsten Sicherungs- und Restaurierungsarbeiten hat die Denkmalstiftung 1 Mio. DM beigetragen.



Schloß Achberg, ein außerordentlich wertvolles Denkmal, hat der Landkreis Ravensburg erworben, um es vor dem Schicksal, Treibgut der Denkmalpflege zu werden, zu retten. Die schließlich gefundene denkmalverträgliche Nutzung machte eine weitergehende Restaurierung auch der Innenräume erforderlich.



Schloß Aulendorf ist ein baulicher Mittelpunkt der Stadt, seine Entstehungsgeschichte umfaßt den Zeitraum von 1250 bis 1900.

Ein größerer Förderbetrag wurde auch für das „Weberzunfthaus“ in Wangen im Allgäu, Kr. Ravensburg, zur Verfügung gestellt. Daß die Stadt Wangen überdurchschnittliche Leistungen erbringt, um das alte Stadtbild zu erhalten, ist bekannt. Das Weberzunfthaus, das die Stadt gerade noch rechtzeitig vor dem Verfall aus privater Hand erwerben konnte, stellte sich bei genauer Befunduntersuchung als ein besonders wertvolles Baudenkmal heraus. Der Zuschuß von 475.000 DM soll die Stadt und den Förderverein in ihrem Bemühen, das Gebäude zu erhalten, unterstützen.

Die Schloßanlage Bödigheim bei Buchen, Neckar-Odenwald-Kreis, enthält Bauten vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert. Ein unterhalb des mittelalterlichen Bergfrieds gelegener barocker Pavillonbau ist im letzten Krieg durch einen Brand teilweise zerstört worden. Als wichtiger Bestandteil der Anlage soll der Pavillon nun wieder restauriert bzw. ergänzt und einer Wohnnutzung zugeführt werden. Für die hohen denkmalbedingten Mehrkosten hat die Stiftung eine Zuwendung von 475.000 DM bewilligt.

Der Erwähnung wert in diesem Bericht ist auch die Hilfe der Denkmalstiftung zur Restaurierung der farbigen Kirchenfenster aus dem 13./14. Jh. in der Stadtkirche St. Dionys in Esslingen. Die Fenster zählen zu den bedeutendsten ihrer Art im deutschen Raum, erfordern aber dringend konservatorische Schutzmaßnahmen. An den Gesamtkosten, die sich auf 1,6 Mio. DM belaufen, beteiligt sich die Stiftung mit einem Beitrag von 200.000 DM.

Die ehem. Schloßkirche Schmiedelfeld, Sulzbach-Lauffen, Kr. Schwäbisch Hall, hat eine abenteuerliche Vergangen-



Die vor einigen Jahren entdeckte „Rußhütte“ in Enzklösterle ist ein seltenes Zeugnis früherer Technik im Schwarzwald. Sie diente der Gewinnung von Ruß aus harzhaltigem Holz zur Herstellung von schwarzer Salbe und Schmiermitteln. Die Gemeinde hat die Hütte erworben und stellt sie dem Förderverein zur Verfügung.



Daß die 1842–1959 erbaute ehemalige Bundesfestung Ulm und wesentliche Teile ihrer Bauwerke als monumentales Geschichtszeugnis der Stadt und darüber hinaus der Länder Baden-Württembergs und Bayerns erhalten und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden konnte, ist das Verdienst eines Fördervereins, der die Instandsetzung Abschnitt für Abschnitt in mühsamer Eigenarbeit durchführte.



Zum Michelshof in Titisee-Neustadt, der 1917 abgebrannt ist, gehörte die ca. 200 Jahre alte Mühle. Mit ihr wurde eine Drahtseiltransmission für den ca. 300 m entfernten Hof betrieben. Große Teile der maschinellen Ausstattung sind noch vorhanden. Die Mühle soll daher als Anschauungsobjekt erhalten werden.



Zum Ensemble der **Bergkirche in Weikersheim-Laudenbach** gehörend und darüber hinaus als seltenes Beispiel eines nicht herrschaftlichen zweistöckigen Massivbaus, ist die Erhaltung des 1605 erbauten Mesnerhauses eine wichtige denkmalpflegerische Aufgabe.



Die „**Grusen-Villa**“ in **VS-Schwenningen**, ein Jugendstilgebäude, das in vielen Details noch unverändert erhalten ist, verdient es, als Beispiel der Wohnkultur und der Stadtentwicklung von VS-Schwenningen aus der Jahrhundertwende erhalten zu werden.



Die **ev. Bonifatiuskirche in Oberrot** stammt aus den Jahren 1887/88. Bei einer 1955 durchgeführten Restaurierung wurden Übermalungen vorgenommen und Schmuckteile entfernt. Eine neuerliche Renovierung ist dringend, und es ist denkmalpflegerisch richtig, die alte Fassung wieder herzustellen.

heit. Als Schloßkirche im 16. Jh. erbaut und als solche auch genutzt bis zur Mitte des 17. Jh., gelangten Kirche und Schloß um 1800 in Privatbesitz. Während das Schloß zwischenzeitlich abgebrochen wurde, diente die Kirche u.a. als Gasthaus und zu Wohnzwecken. Trotz vieler, allerdings mit bescheidenen Mitteln, vorgenommener Umbauten sind noch zahlreiche historisch wertvolle Bauteile erhalten. Ein Förderverein hat den Wert des Bauwerks neu entdeckt und möchte die alte Substanz freilegen und sichern. Dazu trägt die Denkmalstiftung mit einer Förderung von 250.000 DM bei.

Das **Mesnerhaus bei der Bergkirche in Laudenbach**, Weikersheim, Main-Tauber-Kreis, ist sicherlich kein spektakuläres Denkmal. Im Zusammenklang von Kirche, Kaplaneigebäude und Mesnerhaus erscheint seine Erhaltung aber dringend geboten. Die Kirchengemeinde ist bereit, Rettungsmaßnahmen am Gebäude durchzuführen, wenn ihr dies finanziell durch entsprechende Hilfen ermöglicht wird. Die Denkmalstiftung trägt dazu mit einer Zuwendung von 100.000 DM bei.

Der **ehem. Gasthof „Lamm“ in Isny**, Kr. Ravensburg, ein wichtiges Gebäude der ehem. Reichsstadt, befindet sich in Privatbesitz und ist ein Beispiel dafür, daß Eigentümer, die eigentlich abreißen wollen, durch Standhaftigkeit der Denkmalbehörden und durch den Einsatz angemessener Fördermittel angehalten werden können, ein Denkmal zu retten. Um dem Eigentümer die hohe Last der Restaurierung zu erleichtern, hat die Denkmalstiftung eine Förderung von 150.000 DM zugesagt.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß die Denkmalstiftung 1994 zwei Publikationen herausgebracht hat: „Marmorsaal der Villa Weißenburg“ und „Die Eremitage Waghäusel“. Es wird darin reich bebildert über die historische und kunstgeschichtliche Bedeutung der Denkmale sowie über Besonderheiten bei der Restaurierung berichtet. Im Jahr 1995



Das stattliche **Fachwerkhhaus** liegt im Bereich des Ensembleschutzes von **Vellberg**. Es enthält denkmalpflegerisch wichtige Bestandteile von Vorgängerbauten aus dem 16. u. 17. Jh. Der denkmalbedingte Mehraufwand ist erheblich.

sind als weitere Publikationen die bereits erwähnte Festschrift der Denkmalstiftung sowie eine Broschüre über Schloß Achberg im Kreis Ravensburg erschienen.

Da die Stiftung zur Erfüllung ihrer Aufgaben auf Spenden angewiesen ist und auch an dieser Stelle an interessierte Leser appellieren möchte, ihre Arbeit durch eine Spende zu unterstützen, darf nicht unerwähnt bleiben, daß das Spendenaufkommen im Jahr 1994 dankenswerter Weise 385.000 DM betragen hat. Die sogenannten Komplementärmittel erreichten eine Höhe von 6.239.000 DM.

Darunter sind Geldspenden und der Wert von Arbeitsleistungen örtlicher Bürgervereine zu verstehen, die diese im vergangenen Jahr für Förderobjekte der Denkmalstiftung erbracht haben. Es ist eine alte Erfahrung, daß Spenden vorzugsweise an regionale Fördervereine für bekannte Baudenkmale gegeben werden und weniger an eine zentrale, vielleicht sogar anonyme Institution. Deshalb regt die Denkmalstiftung wo immer möglich an, auf örtlicher Ebene solche Fördergemeinschaften zu bilden.

Zu den oben genannten Spenden haben beigetragen:

Allianz Versicherungs-AG, Stuttgart
 Burda GmbH, München
 EVS Energie-Versorgung Schwaben, Stuttgart
 Dr. Ing. Herbert Gassert, Hirschberg
 Hofkammer des Hauses Württemberg, Friedrichshafen
 IBM Deutschland GmbH, Stuttgart
 Martin Jahn, Karlsruhe
 Landesgirokasse Stuttgart
 LEG Landesentwicklungs-Gesellschaft Baden-Württemberg, Stuttgart
 LBS Landesbausparkasse Württemberg, Stuttgart
 Landeskreditbank Baden-Württemberg, Stuttgart
 Landeszentralbank Baden-Württemberg, Stuttgart
 Mercedes-Benz AG, Stuttgart
 Schetter GmbH. u. H. Berg, Hechingen
 Sparkassen-Versicherung, Stuttgart
 Südwestdeutsche Landesbank, Stuttgart
 TWS, Technische Werke Stuttgart
 Adolf Würth GmbH+Co.KG, Künzelsau
 Württembergischer Sparkassen- u. Giroverband, Stuttgart

Spendenkonto: Denkmalstiftung Baden-Württemberg
 Landesgirokasse Stuttgart, Kto. 2020 404 (BLZ 600 501 01)

Impressum

Hrsg.: Denkmalstiftung Baden-Württemberg
 Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart
 Druck: Konradin Druck, 70771 Leinfelden-Echterdingen
 Stuttgart 1995

Durch die in den 80er Jahren rasant betriebene Sanierung zahlreicher Innenstädte, den allgemeinen Bauboom sowie durch die Erkenntnisse der Luftbildarchäologie im flachen Land wurden verschiedentlich innerhalb der Archäologischen Denkmalpflege Überlegungen angestellt, die Auswahl der zu schützenden oder zu untersuchenden Fundstellen zu objektivieren und strenger als bisher nach überregionalen, wissenschaftlichen Gesichtspunkten vorzunehmen.

Im Bereich der Stadtarchäologie führte dies im Jahre 1986 zur Einrichtung einer zentralen Referentenstelle, die sich vorwiegend der Städte Konstanz und Ulm annahm und hier großflächige Untersuchungen durchführen mußte. In der Folge wurde das Archäologische Stadtkataster erarbeitet, um den Planungsträgern frühzeitig archäologisch relevante Zonen bekanntzugeben, mit dem Ziel, diese auch einmal auf Dauer schützen zu können, aber auch um die archäologischen Informationen für eine bessere interne Beurteilung aufzubereiten. Es wurde in einem ersten Erhebungsschritt 1990 abgeschlossen und wird derzeit in wissenschaftlich wichtigen oder aber besonders bauaktiven Städten verfeinert. Die Transparenz, die dieses wichtige Instrument ermöglicht, wird in Zukunft sowohl für die Ausweisung von Reservatflächen, die Auswahl von Grabungsarealen, aber auch für die Preisgabe von Fundstellen von großer Bedeutung sein.

Im Bereich der provinzialrömischen Archäologie kennen wir in Südwestdeutschland allein etwa 2000 Gutshöfe, ihre tatsächliche Zahl wird weit größer sein. Auch hier boten sich Überlegungen an, auf Grund wissenschaftlicher Kriterien unterschiedliche Fundregionen mit verschiedenen Fragestellungen zu definieren, um die Auswahl der oft sehr kostenintensiven und langwierigen Grabungen an diesen großflächigen Objekten überregional besser steuern zu können. Gerade in diesen beiden angesprochenen Bereichen wird zum einen durch

die lokale historische Anbindung, zum anderen durch die noch vorhandene anschauliche architektonische Steinsubstanz oft örtlicher Druck auf die Archäologische Denkmalpflege ausgeübt, unabhängig von wissenschaftlichen Kriterien tätig zu werden. Diesen im Grunde positiven Bestrebungen übergeordnete wissenschaftliche Gründe gegenzuhalten, ist auf örtlicher Ebene oft recht schwer zu erklären und darzustellen.

Bei merowingischen Friedhöfen, die sehr reiche und wertvolle Funde enthalten können, wird versucht, einen ähnlichen Maßstab anzulegen. Oft liegen diese Friedhöfe im oder am Rande des heutigen Ortsbereiches und sind durch moderne Überbauung mehr oder wenig beeinträchtigt, so daß zum Teil oft nur noch wenige „Baufenster“ erhalten sind. Bei den wenigen vollständig erhaltenen Friedhöfen dieser Zeit wurde durch die Ausweisung von Grabungsschutzgebieten – z.B. Großingersheim, Kr. Ludwigsburg oder durch Aufkauf des Geländes und damit Schaffung von Reservaten – z.B. Igersheim, Main-Tauber-Kreis – ein dauerhafter Schutz geschaffen. Bei anderen Friedhöfen, die in aktuellen Baugebieten liegen, wie dem Friedhof von Lauchheim, Ostalbkreis, wurde exemplarisch mit hoher Grabungsqualität und großem Zeitaufwand der komplette Friedhof mit über 1000 Gräbern durch eine über 10 Jahre dauernde Grabung erschlossen. Da zudem die zugehörige Siedlung aufgedeckt werden konnte, liegt nunmehr ein wissenschaftlich überaus interessanter Befund vor, der weit überregionale Bedeutung besitzt. Die wertvollen und eindrucksvollen Goldfunde aus dieser Grabung wären ohne diesen Hintergrund zwar hervorragende Antiquitäten, aber nur von beschränktem wissenschaftlichem Wert. Das gleiche gilt natürlich für die schon angesprochenen „Baufenster“ mit kleinen Teilausschnitten erhaltener Friedhöfe, die ebenfalls wertvolle Funde enthalten können, ohne daß dies zuvor zu ermitteln wäre, doch sind die archäologischen Aussagemöglichkeiten hier für eine

Gesamtinterpretation natürlich stark beschränkt.

Im Bereich der Vorgeschichte, und hier vor allem bei der Siedlungsforschung, hat die systematische Luftbildarchäologie unerwartete Fortschritte erbracht. Fundstellen, von denen bisher nur zufällige Lesefunde bekannt waren, können plötzlich und oft nur mit einem Foto in ihrer Charakteristik, zeitlichen Einordnung, räumlichen Ausdehnung und heutigen Erhaltung erfaßt werden. Besonders in den fruchtbaren Lößgebieten des Neckarlandes und des Kraichgaus konnte nun eine große Zahl bisher völlig unbekannter Fundstellenkategorien – wie jungsteinzeitliche und metallzeitliche Erdwerke oder aber keltische Viereckschanzen – entdeckt werden. Das hohe Maß ihrer Gefährdung durch landwirtschaftlich bedingte Bodenerosion wurde erst langsam deutlich und erkannt. Die Zahl dieser Fundstellen vermehrt sich laufend, und es gilt, hier möglichst schnell und nach strengen wissenschaftlichen Kriterien diejenigen auszuwählen, deren Aufkauf, landwirtschaftliche Stilllegung und damit Ausweisung als archäologisches Reservat sinnvoll erscheint. Dieses kann bei der großen Zahl von Fundstellen und den riesigen von der Erosion betroffenen Flächen nur sehr punktuell geschehen. Zudem ist der Ankauf landwirtschaftlich wertvollen Geländes zur Zeit sehr kompliziert und trotz intensiver Bemühungen der Staatlichen Liegenschaftsämter nur sehr zäh durchzuführen. Im Bereich der zahllosen übrigen außerordentlich stark bedrohten Fundstellen müssen archäologische Untersuchungen vorrangig an denjenigen Objekten durchgeführt werden, deren zu erwartende wissenschaftliche Aussagekraft noch möglichst optimal ist. Ihre Zahl ist riesig und mit dem derzeit zur Verfügung stehenden Personalbestand und Mitteln nicht im entferntesten zu bewältigen. Eine gewisse Entlastung schaffen seit einigen Jahren die Bewilligungen von Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, doch können diese immer nur sehr kurzfristig sein. So wäre die Einrichtung eines

neuen Schwerpunktprogrammes gerade in diesem Bereich außerordentlich dringlich. Durch die bei der Archäologischen Denkmalpflege eingerichtete moderne Prospektion – wie Luftbildarchäologie, Luftbildentzerrung sowie geophysikalische Prospektion – sind die Voraussetzungen für eine sinnvolle Auswahl von Grabungsobjekten geradezu optimal. Zur Zeit erscheint es sinnvoll, sich auf eine thematische Auswahl zu beschränken, um die untersuchten Objekte in einen Forschungsstrang einzubinden; so werden seit etwa acht Jahren im Heilbronner Raum vorwiegend Grabenanlagen der Bronze- und Eisenzeit untersucht, die völlig neuartige Ergebnisse erbracht haben.

Im Bereich der Jungsteinzeit und der Bronzezeit wurde seit 1979 die seit dem Krieg stark vernachlässigte Tätigkeit an den Ufern des Bodensees sowie in den Mooren Oberschwabens wiederaufgenommen. Vor allem durch die Einrichtung eines seit 1983 über 10 Jahre laufenden Schwerpunktprogrammes der Deutschen Forschungsgemeinschaft konnten diese wichtigen Fundgebiete erforscht und in besonders gefährdeten Arealen denkmalpflegerische Schutzmaßnahmen ergriffen werden. Genannt sei hier der derzeit laufende Aufkauf des nördlichen Federseeriedes mit dem Ziel, durch Grundwasseranhebung die zahlreichen dort gelegenen wichtigen Feuchtbodensiedlungen zu erhalten, oder die gerade erfolgte Überdeckung der unter Wasser liegenden Siedlungsschichten in der Wangener Bucht des Bodensees, um sie vor weiterer Erosion zu schützen. Durch kleine Sondagen und Beobachtungen wurden diese Areale für die aufwendigen Schutzmaßnahmen ausgewählt. Diese Konzentration bedeutet aber natürlich auch, daß andere, vielleicht weniger wichtige, vernachlässigt werden müssen oder ganz verloren gehen.

In der Altsteinzeitforschung haben sich die Tätigkeiten von jeher auf die Höhlen konzentriert. Die reichen Fundschichten in den Höhlen des Lone-, Ach-, Donau- und Bruderta-

les mit ihren bedeutenden Kunstwerken haben die Ausgräber immer wieder angezogen. Daneben wurde die Erkundung und Erforschung von Freilandstationen – abgesehen von kleineren Unternehmungen und mehrjährigen Grabungen im Cannstatter Travertin – völlig vernachlässigt. Die intensive Geländetätigkeit einiger ehrenamtlicher Beauftragter zeigt jedoch deutlich, daß solche Stationen durchaus vorhanden sind. Schon aus denkmalpflegerischen Gründen ist die Erkundung dieser altsteinzeitlichen Fundstellen ein dringendes Desiderat. Doch ist die Archäologische Denkmalpflege in diesem Bereich nur mit einer Planstelle besetzt, die für das ganze Land zuständig ist, so daß wir hier noch völlig am Anfang und weit entfernt von einer möglichen Schwerpunktbildung stehen.

Die Konzentration auf wissenschaftlich wichtige Fundstellen und Fragestellungen darf jedoch bei der derzeitigen Zerstörungsgeschwindigkeit die allgemeine Siedlungsforschung nicht vernachlässigen. So ist es außerordentlich wichtig und unabdingbar, an kleinen ausgewählten Siedlungskammern den Gang der Besiedlung exemplarisch und beispielhaft zu erforschen, solange dies überhaupt noch möglich ist. Neben den modernen Instrumenten der archäologischen Prospektion kommt hier der Tätigkeit ehrenamtlicher Mitarbeiter oder sonstiger, an der Archäologie interessierter Personen verstärkte Bedeutung zu. Nur durch minutiöse und langjährige Geländearbeit können solche Kleinräume wissenschaftlich erschlossen und erkundet werden. Die Aufarbeitung dieser Informationen kann jedoch nur exemplarisch erfolgen, zumal die Kräfte der Archäologischen Denkmalpflege durch die laufenden Großgrabungen doch sehr stark gebunden sind.

Schwerpunktbildung bedeutet auch bewußte Aufgabe von Fundstellen, die einem Außenstehenden oft nur schwer zu erläutern ist. Sinn dieser Zeilen ist es, dies einmal deutlich zu machen.

Schloß Dallau – Der Schlußbericht

Robert Crowell/Ute Fahrbach/
Barbara Kollia-Crowell/Christine Wieczorek



■ 1 Ansicht von Schloß Dallau, Südfassade.

In Heft 4/1992 des Nachrichtenblattes hatten wir einen Arbeitsbericht über die Sanierung von Schloß Dallau, Gemeinde Elztal im Neckar-Odenwald-Kreis gegeben. Die Sanierung wurde mit der Einweihung des Schlosses am 15. Juli 1995 beendet. Es handelt sich bei dem Gebäude um den Palas einer inzwischen abgegangenen Burg (Abb. 1). Sie wurde um 1300 gegründet und zwei Mal zerstört. Der erhaltene dritte Bau ist dreigeschossig, angebaut ist ein Turm, der ehemals zur äußeren Zwingermauer gehörte und mit dem Palas ursprünglich keine Verbindung hatte, sowie ein moderner Anbau. Das Erdgeschoß beherbergt zwei gewölbte Kellerräume. Die beiden Wohngeschosse haben, mit einer Ausnahme, Innenwände aus Fachwerk, deren älteste Hölzer auf das Jahr 1438 datieren. Das Satteldach zwischen den Staffelgiebeln wurde im Jahr 1451 aufgeschlagen. Besondere Erwähnung verdient das Schloß wegen einer Fülle von dekorativen Ausmalungen im Innern. In unserem neuen Beitrag möchten wir die Arbeiten, die wissenschaftlichen Untersuchungen und ihre Ergebnisse sowie die konservatorischen Entscheidungen vorstellen.

Das archäologische Fundmaterial

Die archäologischen Untersuchungen von 1976, 1990 und 1991 erbrachten zahlreiche und vielfältige Funde, die bisher nur ausschnittsweise behandelt wurden. Im folgenden möchten wir im Überblick das Fundinventar der Vorgängersiedlung und der drei Burganlagen sowie einige der wichtigsten Stücke im Detail vorstellen.

Das Fundmaterial der Siedlung besteht überwiegend aus sehr kleinteilig zerscherbter Keramik vom Übergang des 6. zum 7. bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts. Die älteste Scherbe ist ein Wandstück, das von einem Knickwandtöpfchen stammen könnte. Einige Keramik vom Typ Donzdorf, hauptsächlich Bodenstücke, weisen den Beginn der Besiedlung in Dallau ebenfalls in frühe Zeit. Zahlreiche Scherben der älteren, gelbtonigen Drehscheibenware sind rollrädchenverzert und gehören ebenfalls in die frühe Siedlungsphase, aber auch jüngere Stücke dieser Warenart liegen vor. Es handelt sich fast ausschließlich um Töpfe, nur ein Randstück ist einer Schüssel zuzuordnen.



■ 2 Topffragment mit Wellenverzierung und Hängeösen der lokal hergestellten Ware.



■ 3 Fast vollständig erhaltener Fußbecher des 15. Jahrhunderts.



■ 4 Hals mit Mähne eines Pferdeaquamaniles, 15. Jahrhundert.

Bei der jüngeren Glimmerware des Vorspessarraumes kommen neben einfach umgeschlagenen Rändern und zahlreichen Wandscherben auch die sehr dünnen Linsenböden vor. Die "lokale" nachgedrehte Ware findet sich in verschiedenen Varianten. Einige Stücke sind grob gemagert und nicht sehr sorgfältig gefertigt. Andere wurden besser hergestellt, sind dünnwandig mit feiner Magerung. Besonders interessant ist hier das Randstück eines Topfes mit Wellenverzierung auf der Schulter. Es besitzt zwei gegenüberstehende, schräg angesetzte Ösen, durch die man eine Schnur zum Aufhängen ziehen konnte (Abb. 2). Imitierte Pingsdorf-Keramik und wenige Reste der rotbemalten Feinware sowie Fragmente von Steinzeugbechern geben uns die Möglichkeit, das Ende der Siedlung auf das beginnende 14. Jahrhundert zu datieren. Aus den Schichten der nachfolgenden Bauphasen wurden zahlreiche Funde geborgen. Die Keramik, überwiegend reduzierend gebrannt, jüngere Drehscheibenware, weist das breit gefächerte Typenspektrum des Spätmittelalters aus. Es finden sich die üblichen Töpfe, mit und ohne Dekkel, wenige Henkeltopf-fragmente, Kannentüllen, Henkelflaschen- und Bügelkannen, Dreibeingefäße und Lämpchen sowie zahlreiche Becherfragmente. Haupttyp ist hier der Fußbecher mit bauchiger Wandung in verschiedenen Varianten (Abb. 3). Fragmente von Vierpaßbechern sind vereinzelt vorhanden. Während dieser Typ spätmittelalterlich ist, stammt das Randstück eines walzenförmigen Bechers aus dem frühen 16. Jahrhundert. Insgesamt ist diese Fundgruppe kaum verziert, neben den üblichen Riefen finden sich vereinzelt eingritzte Wellenlinien. Nur wenige Töpfe besitzen eine senkrecht verlaufende,

■ 6. Nachgeburtstöpfe (?) des 17./18. Jahrhunderts.



■ 5 Musikhorn des 14./15. Jahrhunderts.

aufgesetzte Fingertupfenleiste. Einige Stücke sind auffällig poliert, sie imitieren Metallgefäße.

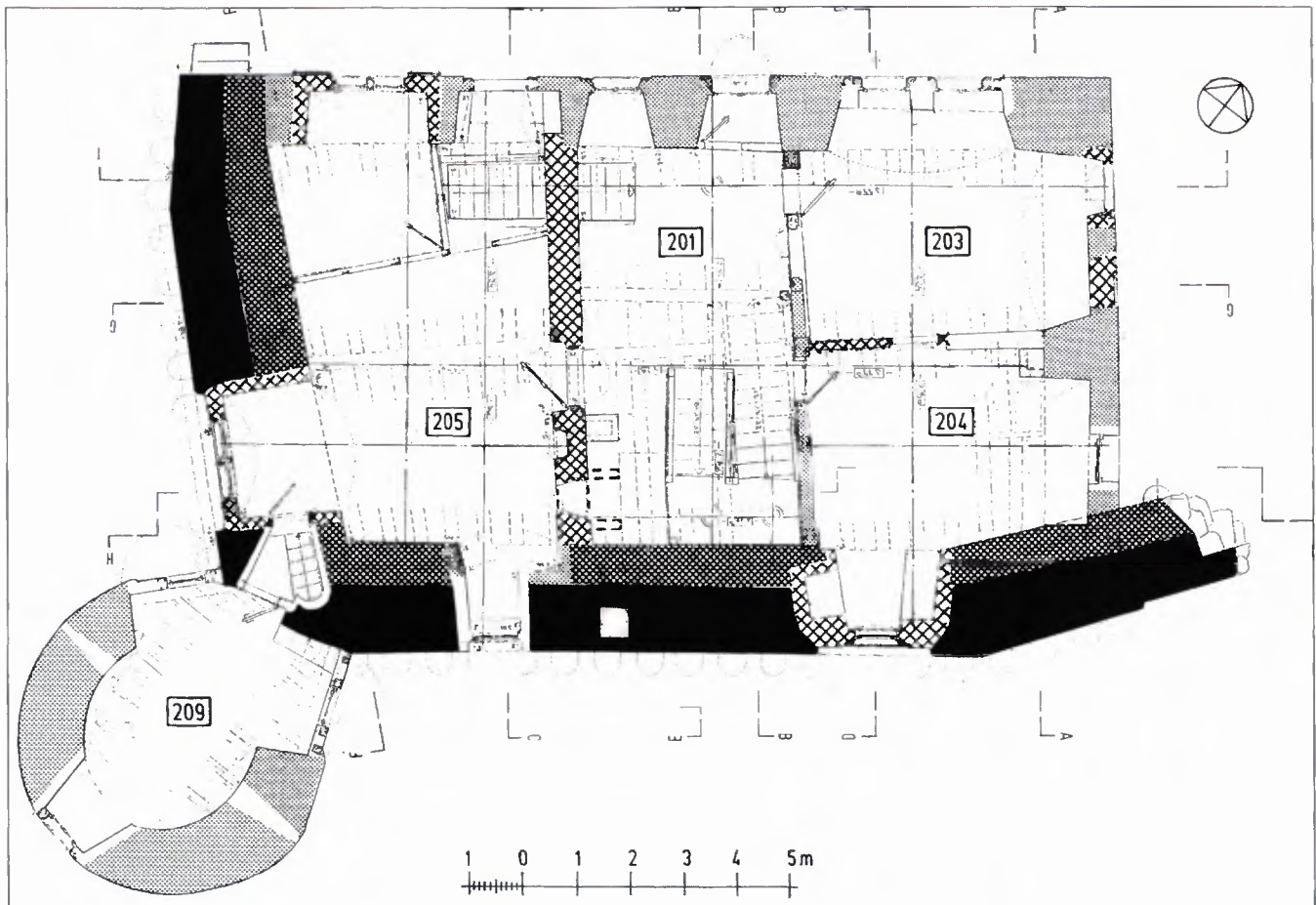
Ferner findet sich in Dallau getauchte Ware, die besonders aus Frankfurt a.M. bekannt ist. Sie ist teils komplett, teils nur stellenweise von einer bräunlichen Engobe überzogen. Es handelt sich vor allem um Trinkbecher, aber auch um das Fragment einer kleinen Tasse. Das keramische Fundinventar von Dallau ist nahezu unglasiert. Nur einige ornamental oder figürlich verzierte Ofenkacheln, besonders Nischenkacheln, sind mit einer grünen oder gelben Glasur überzogen.

Zu den besonderen Funden gehört ein aus Keramik geformtes Musikhorn

des 14./15. Jahrhunderts, das mit über 40 cm Länge zu den größten seiner Art gehört (Abb. 4). Abgesehen vom fehlenden Rand- und Mundstück ist es vollständig erhalten. Besonders interessant ist das Fragment eines Aquamanile aus Keramik in Form eines Pferdes, von dem nur Hals und Mähne gefunden wurden (Abb. 5). Das Stück ist reduzierend gebrannt und geglättet. Entdeckt wurde es in der Verfüllung des Wassergrabens und ist dem 15. Jahrhundert zuzuordnen.

Zu den wenigen nichtkeramischen Funden gehören z.B. ein Rebmesser und zwei Silberpfennige, letztere stammen aus den Jahren 1373/74 bzw. 1390 und waren somit zur Zeit der zweiten Dallauer Burg in Umlauf





(freundliche Mitteilung von Dr. Martin, Landesmuseum Karlsruhe). Wenige Glasfragmente und vereinzelt bearbeitete Knochen runden das Bild des spätmittelalterlichen Inventars der Dallauer Burgbewohner ab.

Neuzeitliche Funde konnten nur wenige geborgen werden. Neben den vermutlichen Nachgeburtstöpfen (Abb. 6), die wir bereits 1992 vorgestellt haben, wurden im ersten Obergeschoß außerdem während der restauratorischen Untersuchung in vermauerten Nischen und Türen Funde des 19. Jahrhunderts, überwiegend Keramik, entdeckt, die auf diese Weise von den damaligen Bewohnern entsorgt wurde.

Eine Vorlage des gesamten Fundmaterials im Rahmen der Grabungsauswertung ist in Vorbereitung. Das ist besonders deshalb wünschenswert, weil das Elztal bisher archäologisch nur wenig erforscht ist.

Die Vorgängerbauten

Die umfangreichen Untersuchungen des aufgehenden Bauwerks und die Auswertung der Archivalien haben seit Ende 1992 nicht nur neue Erkenntnisse für seine Baugeschichte

gebracht, sondern auch eine verbesserte Interpretation der Grabungsergebnisse. So wissen wir durch die Beobachtung von Mauerfugen, daß sich die erste Ringmauer fast vier Meter über Geländeneiveau erhob. Sonderbarerweise fanden sich hier tief liegende Schießscharten, die als Indiz für einen schon damals umlaufenden Graben gelten könnten.

In der zweiten Periode wurde die Ringmauer auf etwa acht Meter erhöht, zugleich durch eine innere bogenförmige Aufdoppelung verstärkt und mit einem umlaufenden Wehgang ausgestattet. Auf dieser Ebene entstanden neue Schießscharten, während die alten zugesetzt wurden. In der Mitte der Burganlage befand sich allein der freistehende Wohnturm und noch nicht, wie wir 1992 annahmen, bereits der Palas. Palas und Turm zusammen hätten kaum einen Sinn ergeben, schon wegen der Zugänglichkeit und Belichtung des Palas. Im Verlauf der weiteren Untersuchungen fanden wir keine Indizien, die für ein gleichzeitiges Bestehen von Palas und Turm sprechen.

Der Palas

Vor der dritten Bauphase wurde der Wohnturm abgebrochen bzw. zer-

- ab 1300
- 1300 - 1356
- um 1438 (Mauerwerk)
1438/39 (d) (Holzteile)
- 1450/51 (d)
- 1529/30 (i)
- 17. - 20. Jh.

(d) = dendrochronologisch
(i) = inschriftlich

■ 7 Grundriß 1. Obergeschoß.



■ 8 Der Flur im 1. Obergeschoß, Raum 201. Die Fachwerkwand links im Bild stammt noch aus der Erbauungszeit (1438/39), die Treppe wurde an dieser Stelle erst später eingebaut.

■ 9 Die große Stube im 1. Obergeschoß, Raum 205. Während die linke Fensternische bei der Umbaumaßnahme 1530 verbreitert wurde, ist die rechte mit dem Zwillingsfenster und den Sitzbänken aus der Erbauungszeit noch erhalten.

stört. Weitreichend waren die Folgen der Doppelherrschaft zwischen Kurpfalz und Deutschem Orden im Elzgebiet. Im Jahr 1416 erwarb der Orden zwar nur den halben Ort Dallau, dafür aber die Rechte über das gesamte Burgareal. Unter dessen Regie entstand der Komplex, bestehend aus der Wasserburg und der Vorburg an der Elz. Der heute stehende Palas wurde an bzw. auf die Ringmauer gebaut. Die Dendrodatierung der Vollgeschoße auf das Jahr 1438 und des Dachgeschosses auf 1451 gibt die Eckdaten für die Bauzeit des Palas an. Zunächst sind die zeitlichen Abstände zwischen dem Kauf der Burg 1416 und der Datierung der Vollgeschoße 1438 sowie des Dachgeschosses 1451 rätselhaft. In dieser Frage hat uns die Archivforschung auf eine Spur gebracht. 1443 wurde ein Streit über die Kontrolle des Vorburgbereichs zu-

gunsten des Deutschen Ordens entschieden. Anzunehmen ist, daß diese Probleme den Baufortschritt hinder-ten.

Durch gefügekundliche Beobachtungen am Bestand sind wir heute der Meinung, daß im ersten Obergeschoß ursprünglich nur Fachwerkwände vorhanden waren und die massive Querwand später errichtet wurde (Abb. 7). Die beiden Querwände trennten den breiten Flur ab und Türen führten links und rechts in jeweils einen Raum. Der Türdurchgang nach Norden in Raum 203 ist noch erhalten: Mit 2,50 Metern Höhe und Kielbogenabschluß ist er sehr repräsentativ gehalten (Abb. 8) Zur Bauzeit gab es zum Graben hin keine Wandöffnungen. Die in schmalen Bogennischen platzierten Fenster lagen alle auf der Hofseite. Das rechte Hoffenster in Raum 205 ist noch aus dieser Zeit erhalten (Abb. 9).

Was spricht für eine ursprüngliche Fachwerkwand? Der vorhandene Deckenbalken liegt nur halb auf der massiven Wand auf. Es ist anzunehmen, daß er bei erstzeitlichem Einbau konstruktiv besser eingefügt worden wäre. Weiter spricht die auffällige Konstruktion des Fensterbogens in Raum 205, der auf dem Nischenbogen lastet, ebenfalls für einen nachträglichen Einbau der Massivwand (Abb. 9). Die ursprüngliche Fachwerkwand benötigte eine solche Konstruktion aufgrund ihrer geringen Stärke nicht (vgl. Abb. 7 und 9). Die gefügekundliche Beobachtung wurde durch die restauratorische Untersuchung der Putze und Malschichten in der Raumecke zu Flur und Hof (Abb. 9) bestätigt. Glücklicherweise sind hier alle Putz- und Malschichten von der Erbauung des Gebäudes bis ins 20. Jahrhundert hinein ungestört vorhanden.

Im Zusammenhang mit der massiven Wand im ersten Obergeschoß waren wir gezwungen, die Frage der Datierung der Erdgeschoßgewölbe zu überdenken. Die 60 Zentimeter starke massive Wand saß sicher nicht auf einer Holzbalkendecke auf. Spätestens bei ihrer Errichtung müßten die Tonengewölbe des Erdgeschosses bereits vorhanden gewesen sein. Wir konnten bei genauer Baubeobachtung keine Konsolen als Auflager für etwaige Deckenbalken oder Baufugen an den Gewölbeansätzen finden. Eine Vormauerung kommt wegen der geringen Mauerstärke kaum in Frage. So tendieren wir nun dazu, die Erdgeschoßgewölbe als ursprünglich anzusehen.

Das zweite Obergeschoß war möglicherweise als großer Saal mit zwei



profilierten, frei im Raum stehenden Säulen konzipiert, ohne Treppe vom ersten Obergeschoß, sondern nur vom Wehrgang aus zu erreichen. Für diese These sprechen die monumentalen Stützen mit eingehalstem Sattelholz und allseitiger Profilierung. Erbaut wurde, und das ist bis heute erhalten, eine Innentreppe und der abgetrennte Raum 305. Dieser sollte vermutlich als Komturzimmer dienen

und besaß damals schon eine Holztäfelung. Nach Süden hat der Raum eine große Bogennische mit einem heute abgebrochenen Fenstererker (Abb. 11). Er muß bestanden haben, denn die unter dem Putz vorhandenen Malereien brechen am heutigen Wandanschluß ab. Schließlich ist noch zu bemerken, daß sich für diese erste Bauphase keine Küche im Gebäude nachweisen läßt.

■ 10 Grundriß 2. OG.



■ 11 Blick in die große Stube im 2. Obergeschoß, Raum 305, nach Süden. Der Schlußstein des Bogensturzes der großen Fensternische trägt ein spiegelverkehrtes kurpfälzisches Wappen. Decken und Innenwände waren mit Holz getäfelt. In der Raumecke befindet sich der Zugang zum nicht mehr vorhandenen Wehrgang.



■ 12 Der Flur im 1. Obergeschoß, Raum 201. Aus der Umbaumaßnahme im Jahr 1529 stammt die Massivwand mit Rundbogenportal und Kamin.

Der Bauernkrieg und seine Auswirkungen

Wie wir bereits 1992 vermuteten dürften die Zerstörungen im Bauernkrieg, als die Aufständischen 1525 die Burg eroberten, entgegen der schriftlichen Überlieferung nur sehr gering gewesen sein. Im Gebäude finden sich jedenfalls keine Spuren. Tatsächlich wurde das Gebäude in den Jahren 1529 und 1530 erheblich umgebaut. Als größte Baumaßnahme wurde am Nordgiebel ein mehrgeschossiger Küchenanbau erstellt. Im Palas betraf der Umbau vorwiegend das erste Obergeschoß. Nun entstand mit Sicherheit die Massivwand an der Südseite des Flurs. Sie ist am Kaminsims

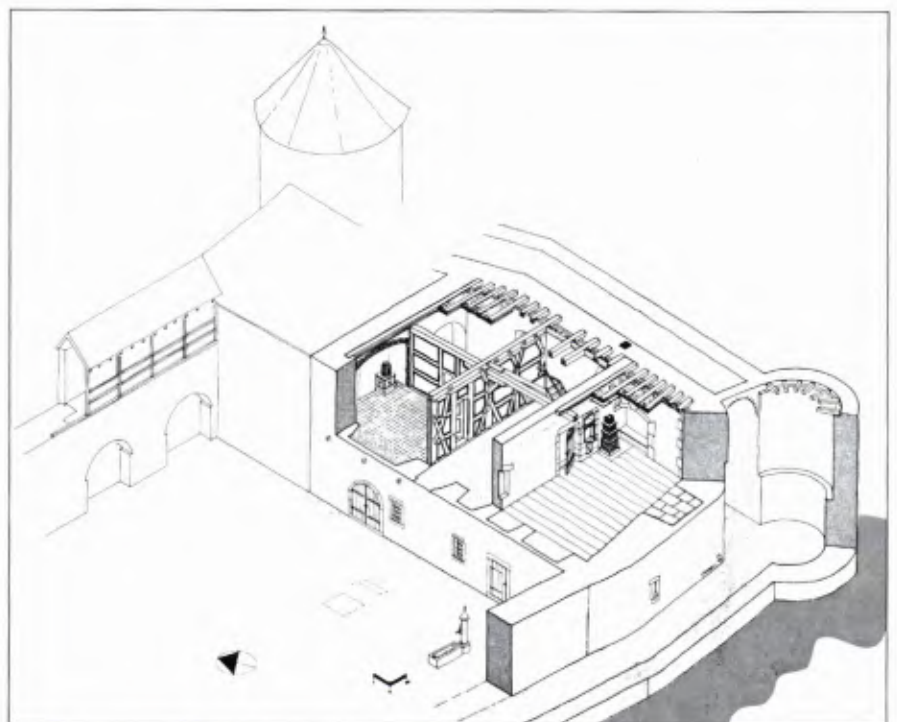
datiert (Abb. 12). Diese Stube 205 wurde zum repräsentativsten Raum im Haus. Das linke hofseitige Fenster (Abb. 9) wurde vergrößert, dazu kam ein breiter Fensterdurchbruch zur Giebelseite hin. Für den gehobenen Charakter dieses Raumes spricht der Einbau der dreiteiligen Waschorrönung, auch Lavoir oder Lavabo genannt. Solche Lavoirs sind als Holzmöbel ganz zeittypisch. Das sorgfältig in Sandstein gearbeitete "Einbaumöbel" in Dallau stellt eine Besonderheit dar (Abb. 13).

Die Zone nördlich des Flurs wurde nun in zwei Räume unterteilt, nämlich in die vom Küchenanbau aus heizbare Stube 203 mit der dazugehörigen Kammer 204. Zum Hof hin wurde die ursprüngliche Befensterung, vermutlich zwei kleine Fensternischen, zu einer dreieinhalb Meter breiten flachen Stichbogenöffnung verbreitert. Das neue Fenster zum Wassergraben ist auf das Jahr 1530 datiert.

Im zweiten Obergeschoß wurden nun weitere Räume durch Fachwerkwände abgetrennt (Abb.15). Vermutlich entfernte man damals die südliche der beiden Säulen. Von ihr ist nur noch ein Teil des Sattelholzes vorhanden und als Negativform eine Ausparung im Deckentäfer.

Insgesamt wirkten sich diese Eingriffe schlecht auf die Statik des Gebäudes aus. Durch die Vergrößerung kleiner und die Zusammenlegung nebeneinanderliegender Fenster blieben die so entstandenen flachen Stichbögen ohne ausreichende Widerlager. Das

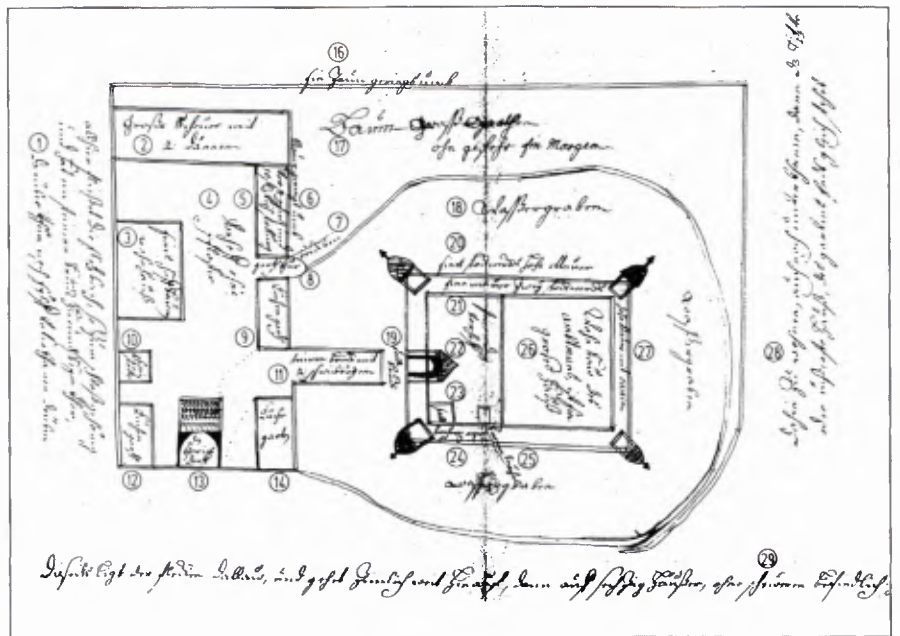
■ 13 1. Obergeschoß als Rekonstruktionsversuch der Zeit um 1570. Ursprünglich war der Flur von zwei Fachwerkwänden flankiert. Nach dem Umbau von 1530 wurde die südliche Wand durch eine 60 cm starke Massivwand ersetzt. Nach Süden die Stube des Amtmanns mit der Sitznische, dem Ofenplatz und, neben dem Eingang, dem Lavoir. Diese Stube war eine der beiden Räume mit Holzfußboden, sonst hatten fast alle Räume einen Kalkestrich. Nördlich des Flurs lag eine beheizbare Stube mit Kammer. Der Küchenanbau wurde 1530 erstellt. Zwischen Turm und 1. Obergeschoß bestand zu dieser Zeit keine Verbindung.



führte in der Folge zu gewaltigen Rißbildungen und dem Auseinanderdriften der beiden Giebelwände über die gesamte Gebäudehöhe. Der Turm spaltete sich durchgängig und die eine Hälfte drohte einzustürzen. Erst die jetzt erfolgte Sanierung hat den Bestand des Gebäudes nachhaltig gesichert.

Der Deutsche Orden geht, die Kurpfalz zieht ein

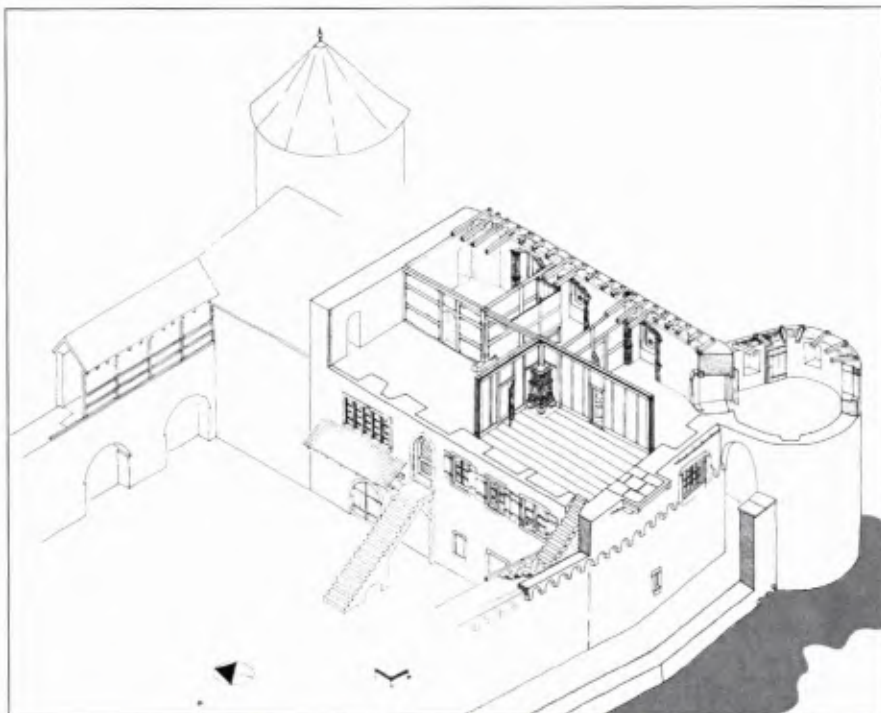
Nach 1530 hat sich im Gebäude nichts Wesentliches mehr geändert. Einige Trennwände kamen hinzu, die später wieder weggenommen wurden. Anlässlich der Übergabe des Schlosses an die Kurpfalz erstellte der neue Eigentümer im Jahr 1668 eine umfangreiche "Beschreibung des Schlosses und Zugehörigen Gebeuen zu Dalla, wie solches nach genommenem Augenschein sich befunden." Diese Quelle stand uns Ende 1992 glücklicherweise schon zur Verfügung, da sie wertvolle Informationen erhält, die für bauliche Entscheidungen herangezogen wurden. Erst kürzlich fanden wir dagegen den zur Beschreibung gehörigen Lageplan (Abb. 14) im Fürstlich Leiningenschen Archiv in Amorbach. Er befand sich nicht mehr im gleichen Konvolut, sondern war wegen einer späteren Rechtsstreitigkeit herausgelöst, verwendet und entsprechend abgehftet worden, durchaus üblich in Zeiten, die noch kein Fotokopiergerät kannten. Lageplan und Beschreibung zusammen erlauben präzise Aufschlüsse über das Dallauer Schloß



und die damalige Bau- und Wohnkultur überhaupt. Weiter erbringen sie zusammen mit Bauforschung und archäologischer Grabung die Informationen zur verbesserten Rekonstruktion der Wasserburg und ihrer Vorburg, wie sie etwa um 1570 ausgesehen hat (vgl. Abb. 13, 15, 16, 17). Auf einige besonders interessante Teile der Beschreibung soll hier eingegangen werden.

Das Inventar beschreibt den zwischen der Elz und der eigentlichen Burg gelegenen Vorhof mit seinen Wirtschaftsbauten. Er war mit einer eigenen Mauer umgeben und vom

■ 14 Lageplan aus dem Jahr 1668. 1. allhier fließet die Eltzbach, so zum Schloß gehörig und hat ein steinern Brück hierund beym Thor, daüber thun nach eyllf Unterthanen drüber, 2. Große Scheuer mit 2 Dännen, 3. Eines Hoffbawern Wohnhaus, 4. Vorhoff ohne Pflaster, 5. Vor 4 Pferd und 10 Stück Vieh Stallung, 6. Mauer gerings umb, 7. Bricklein, 8. Garthen Thür, 9. Küchengarthen, 10. Schweinställe, 11. Steinern Brück mit 2 Schibbogen, 12. Küchengarthen, 13. das Thor ins dorff, 14. Küchengarten, 15. allhier lig(ender) Krauthgarthen und Feldung, 16. Ein Zaun gerings umb, 17. Baum- Graß Garthen ohngefahr ein Morgen, 18. Waßergraben, 19. Fall Brück, 20. Eines Stockwercks hohe Mauer, 21. Eine Mauer zwey Stockwercks, 22. inwendige Vorhoff, 23. stall, 24. unter dachung, 25. bronntuchel, 26. Wohn baw des amtmans, ist ein großes Haus, 27. hohe Mauer mit camin, 28. Dahie zu wohnen, auch noch Unterthanen, dann daß letzte oder eußerste Haus, des Gartens endt gleich stehet, 29. Dieseits ligt der flecken Dallaw und gehet zimlich hinauf, dann auf sechzig Haußer ohne scheweren befindlich.



■ 15 2. Obergeschoß als Rekonstruktionsversuch der Zeit um 1570. Über die Treppe gelangte man in den großzügigen L-förmigen Flur. Ein Ausgang im Nordgiebel führte von hier über den Küchenanbau entlang des Wehrganges zu einem Abort im Turm. In der großen Stube nach Süden, Raum 305, waren Innenwände und Decke mit Holz getäfelt. Im Scheitelstein des Fenstererkers war das Wappen des Deutschen Ordens eingemeißelt. Die Stube war mit der Kammer verbunden, von wo aus man in das Turmzimmer gelangte.

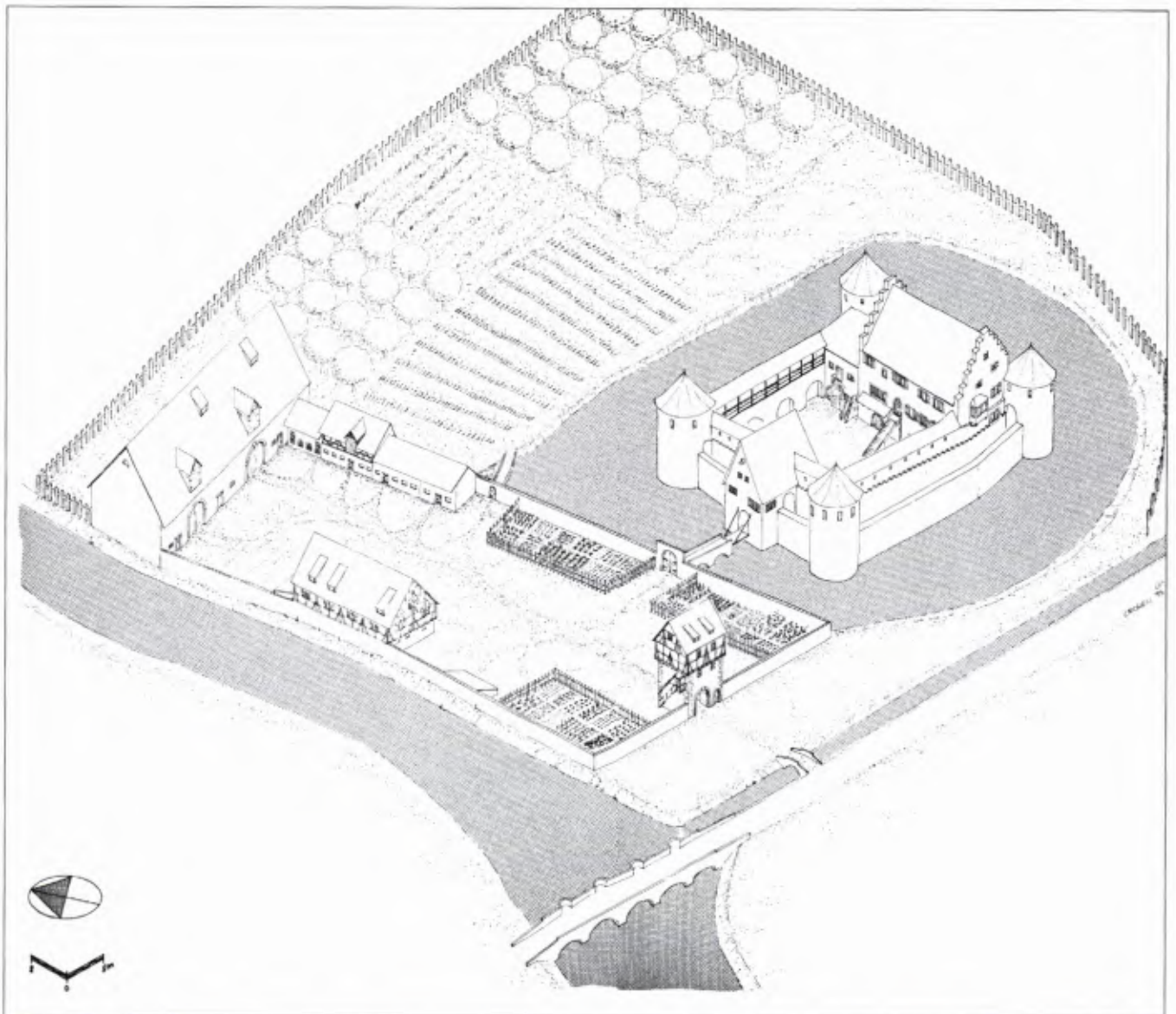
Dorf her nur durch einen Torturm zugänglich. In dieser Vorburg befand sich im Jahr 1668 das Wohnhaus eines Bauern, eine große Scheuer aus Bruchsteinen mit zwei Tennen, Pferde-, Vieh- und Schweineställe sowie Gärten. Zur Burg über den Wassergraben führte eine steinerne Brücke mit zwei Bogen. Eine Tür ging hinaus in einen umzäunten Baum- und Grasgarten, westlich vom Schloß gelegen (Abb. 16).

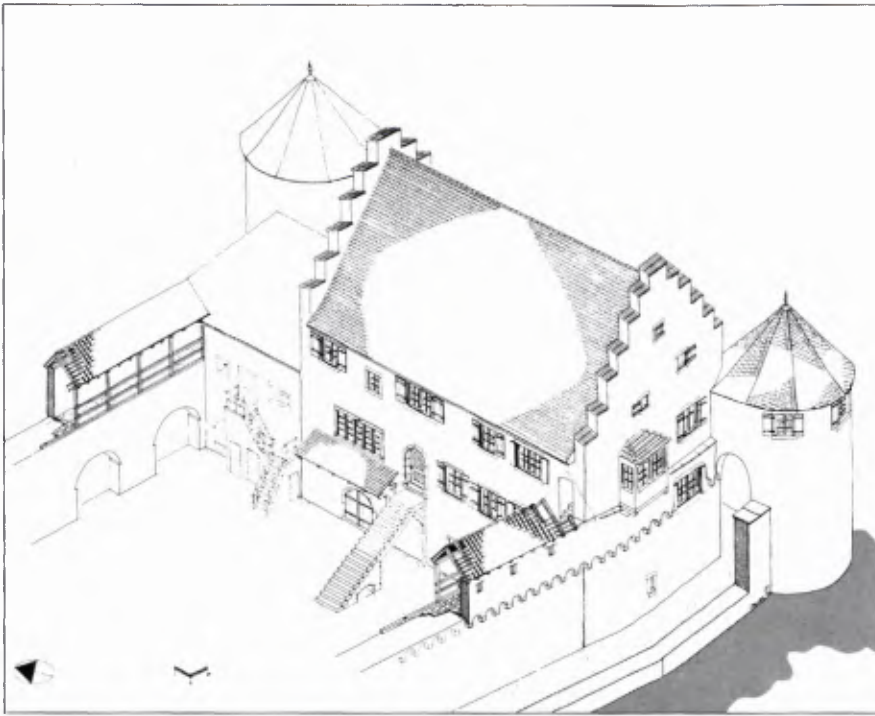
Die Wasserburg war zunächst von einem zwanzig Meter breiten Graben umgeben, dann von der „eines stockwerks hohen“ äußeren Zwingermauer. Die innere war zwei „Stockwerke“ hoch und bildete im Norden und Westen die Außenwand des Palas. Interessant ist die Beschreibung des Torhauses. Es war wohl von Ecktürmchen an der Hofseite flankiert, die 1668 beschrieben und archäologisch ergraben sind, auf dem Lageplan aber fehlen.

Sehr detailliert ist die Beschreibung des Hauptbaus (Abb. 13, 15, 17). Das Wohnhaus des Amtmanns war über eine halb steinerne, halb hölzerne Freitreppe im Hof zugänglich, die direkt in den Flur des ersten Obergeschosses führte. Erd- und Obergeschoss hatten, damals wie heute, keine Innenverbindung. Vom Flur aus ging es in die Stube 205 mit einem eisernen Kachelofen sowie den drei in Stein gehauenen „Schenkln“, dem Lavoir. Der einstmals so großzügige Raum war durch Trennwände unterteilt, sowohl nach Süden, als auch zum Hof hin. Diese Zimmerchen dienten als „Cabinetgen“ und zum Schlafen.

Im zweiten Obergeschoß finden sich drei abgeschlossene Zimmer und ein großzügiger L-förmiger Flur, entsprechend der heutigen Raumaufteilung. Das beste Zimmer ist des „Herrn Commenthurs Gemach“, die heutige Stube 305 an der Hofseite. Sie hatte

■ 16 Die Wasserburg des Deutschen Ordens in Dallau, Rekonstruktionsversuch der Zeit um 1570. Links, an der Elz gelegen und nur durch einen Torturm zugänglich, die Vorburg mit den Wirtschaftsbauten und Gärten. Rechts die Wasserburg, umgeben von einem großen Graben und nur über die Zugbrücke erreichbar. Der Küchenanbau wurde 1530 errichtet und um 1700 wieder abgebrochen.





■ 17 Der Palas der Wasserburg, Rekonstruktionsversuch der Zeit um 1570. Zwischen innerer und äußerer Wehrmauer lag der Zwinger, alles umgeben von einem Wassergraben. Der Palas mit den Staffelgiebeln war direkt an die Mauer angebaut. Die beiden tonnengewölbten Hochkeller waren nur vom Hof aus zugänglich. Der Ausgang zu den Wohngeschossen erfolgte über eine halb steinerne, halb hölzerne Treppe, die im Verteidigungsfall entfernt werden konnte. Die archivalisch belegte Überdachung der Treppe ist hier nicht dargestellt. Zur damaligen Zeit war der steinerne Fenstererker im 2. Obergeschoß noch vorhanden.

damals noch den Erker mit dem in Stein gehauenen Wappen des Deutschen Ordens darüber. Auch hier ist ein eiserner Ofen mit Kacheln erwähnt. Die Decke und Innenwände waren getäfelt, im Erker und an einer Seite des Raumes gab es Bänke. Von diesem Raum aus führte eine Tür direkt auf den Wehrgang. Sie war vermauert und wurde erst bei den Bauarbeiten wieder aufgefunden (Abb. 11). Die dazugehörige Stubenkammer 304 hatte Zugang zur Turmkammer und einem Abort.

Im Laufe der Bauarbeiten konnten alle drei Bodenbeläge, die in der Beschreibung von 1668 genannt sind, nachgewiesen werden. Die Stuben von Komtur und Amtmann hatten Dielenbeläge, Gesindestuben und Küche waren mit Platten ausgelegt. Alle anderen Räume hatten einen Estrich. Das Alter der im Gebäude vorgefundenen zahlreichen, auch übereinanderliegenden Dielenbeläge wurde nicht untersucht. Die Platten selbst sind zwar abgängig, wir konnten jedoch ihre Abdrücke im Mörtelbett finden (Abb. 18). Der in Resten noch vorhandene Estrich besteht aus Kalkmörtel mit Ziegelsplüschschlägen. Neben Quarz, d.h. Sand, konnten bei einer Untersuchung mit dem Röntgendiffraktometer auch kleinere Mengen von Alkalifeldspat (freundliche Mitteilung von Herrn Dr. O. Sommer, Institut für Festkörperanalytik, Karlsruhe) nachgewiesen werden. Er entsteht beim natürlichen Abbau des örtlichen Buntsandsteins.

Weitere Informationen erhalten wir

aus der Beschreibung von 1668 über die Dachdeckung. Nur der Schweinestall hatte noch ein Strohdach, sonst finden sich Hohl- oder Breitziegel, also wohl Mönch- und Nonnendeckung sowie Biberschwanzziegel. Paradox ist das Problem der Trinkwasserversorgung bei einer Wasserburg. Das Wasser im Graben diente auch der Entsorgung und konnte zum Trinken nicht verwendet werden. So wurde Wasser außerhalb der Burg gefaßt und mit Rohren zu einem "steinernen Brunnenstockh mit einer hölzernen Seul worauf daß Wasser springt" geleitet.

Ein Wappenstein dient beiden Herrn

Während der Bauarbeiten beschäftigte uns ständig die Frage nach dem Wappen im Erkerzimmer des zweiten Obergeschosses (Abb. 11). Die Beschreibung von 1668 spricht von einem Wappen des Deutschen Ordens, heute ist ein kurpfälzisches zu sehen. Durch die restauratorische Untersuchung war erwiesen, daß der Schlußstein im Erstverputz steht und somit nicht ausgetauscht wurde. Bei genauerer Betrachtung sieht man die unterschiedliche Bearbeitung des Wappens. Die Ranken über dem Schild sind detailliert und kunstfertig ausgeführt, während das Schild sehr dilettantisch gearbeitet ist. Z.T. sind unfachmännische Bearbeitungsspuren sichtbar, der Löwe ist schematisch, flach und ohne Krone dargestellt, der Reichsapfel hat kein eigenes Feld. Die auffällige Form des Wappens war wohl vor 1500 in unserem Raum ver-

breitet, kommt aber im 17. Jahrhundert nicht mehr vor (freundliche Mitteilung von Volker Steck, Badisches Landesmuseum Karlsruhe). Dazu kommt, daß Löwe und Rauten spiegelverkehrt dargestellt sind. Alles deutet darauf hin, daß das Wappen des Deutschen Ordens abgearbeitet wurde, nachdem das Schloß an Kurpfalz gegangen war.

Eine ähnliche Überarbeitung geschah auch bei dem Wappen auf dem Kaminsims im ersten Obergeschoß. Dort sehen wir in Tiefrelief ein die Kurpfalz symbolisierendes Rautenmuster, obwohl der Kamin selbst laut inschriftlicher Datierung bereits während des Umbaus 1529/30 errichtet wurde.

„Ein altes bawfälliges Schlößlein“

Als Kurpfalz die Wasserburg übernahm war der Zustand, nach der Beschreibung von 1668 zu urteilen, nicht gut. Er sollte sich in der Folgezeit noch verschlechtern. Die Kurpfalz hatte schon längst ihre eigene Verwaltungsstruktur und war, so scheint es, auf die Dallauer Anlage nicht angewiesen. Offensichtlich wurde nur das Allernotwendigste getan. Schon 1736 wurde der Palas als "ein altes bawfälliges Schlößlein, worahn des Tach sehr mangelhaft" beschrieben. Die zum Schloßhof gehörenden Nebengebäude waren, außer der Zehntscheuer, baufällig. Interessant ist ein Hinweis aus dem Jahr 1736, als der Schultheiß den schlechten Zustand der Dächer der beiden Schlösser in



■ 18 Abdruck des Plattenbelags in Raum 203.

Lohrbach und Dallau beklagt und Reparaturen durch die Schieferdecker anfordert. Folglich hatten die Türme eine Schieferdeckung. Das Hauptdach des Palas dürfte, nach der Beschreibung von 1668, immer eine Ziegelerdeckung gehabt haben. Die Dendrodatierung stimmt mit der Aktenlage überein. Das heute erhaltene Turmdach stammt von 1740. Leider geht aus den Akten nicht hervor, wann die Befestigungsanlagen aufgegeben und der Graben gefüllt wurde. Mit Sicherheit war das bis 1774 der Fall. Auf einem Plan der Kameralwaltungen jenes Jahres ist Dallau abgebildet. Das Schloß mit dem übriggebliebenen Eckturm ist gut erkennbar. Noch war der Erker der ehemaligen Komturstube am Südgibbel vorhanden. Von der Ringmauer ist nichts mehr zu sehen, von den Nebengebäuden nur die Zehntscheuer.

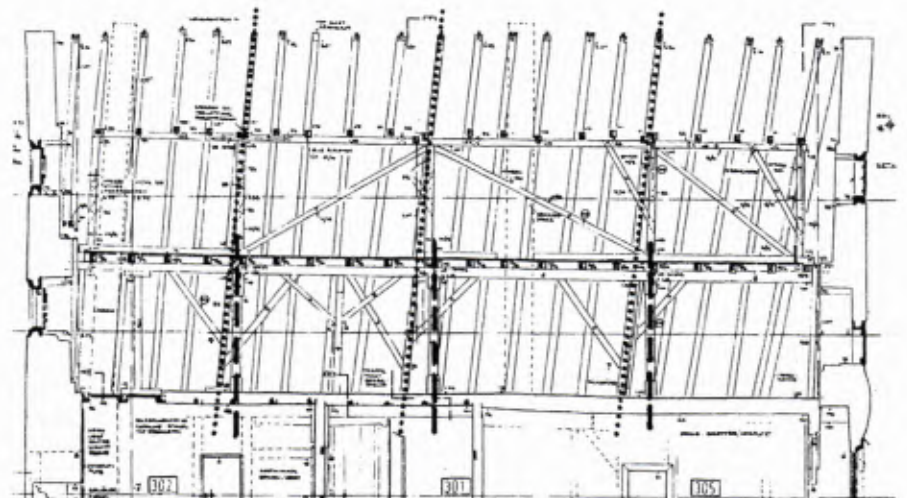
Wissenschaftliche Untersuchungen und konservative Entscheidungen

Vor Beginn und im Laufe der Sanierungsarbeiten wurden zahlreiche wissenschaftliche Untersuchungen angestellt. Neben dem rein wissenschaftlichen Interesse dienten sie vor allem als Entscheidungshilfe bei konservatorischen und bautechnischen Fragen. Letzteres half nebenbei auch Kosten zu sparen. Darüberhinaus spielten die Untersuchungen eine wichtige Rolle in der Öffentlichkeitsarbeit. Die erste ausführliche wissenschaftliche Beschäftigung erfuhr das Schloß durch die Untersuchungen von Bruno König und Franz Meszmer, die Archivalien aufarbeiteten und in der Dallauer Ortschronik von 1974 veröffentlichten. Noch lange bevor man an eine Sanierung des bestehenden Gebäudes denken konnte, wurde durch den Neubau eines Bankgebäudes in westlicher Richtung eine archäologi-

sche Grabung notwendig. Sie erbrachte im Jahr 1976 Aufschlüsse über die inzwischen zerstörte Wehr- und Toranlage (Abb. 16) sowie, durch die Datierung des Fundmaterials, erste Aufschlüsse über die mögliche Bauzeit des damals noch gar nicht erforschten Gebäudes. Die Publikation in der Ortschronik und die Grabung dürften zum ersten Mal die Bedeutung des Dallauer Schlosses in das Bewußtsein der Bevölkerung gerückt haben, zumal in diese Zeit auch der Kauf des Gebäudes durch die Gemeinde fiel.

Um weiter die Wertigkeit des Gebäudes zu erforschen und erste Grundlagen für die Instandsetzung zu schaffen, gab das Landesdenkmalamt 1977 den Auftrag zu einer Bauaufnahme. Diese konnte aber nur eine vorläufige sein, da im Gebäude sehr viele Wand- und Deckenverkleidungen vorhanden waren, die damals noch nicht abgenommen werden konnten. Die endgültige und nun auch verformungsgetreue Bauaufnahme wurde 1989 begonnen und im Verlauf der Arbeiten ständig weiter fortgeschrieben. Die Bauaufnahme war wie immer das Kernstück einer auf Substanzerhalt zielenden Sanierung eines historisch wertvollen Gebäudes. Sie gab uns im Falle des Dallauer Schlosses eine Fülle von Möglichkeiten, konstruktive und nutzungsorientierte Probleme zu erkennen und zu lösen. Hier seien nur die wichtigsten genannt.

Unter dem dicken Zementputz des 20. Jahrhunderts, der aus Gründen des Bautenschutzes erst bei relativ fortgeschrittener Sanierung abgenommen werden konnte, blieben Risse im Mauerwerk, die sonst guten Aufschluß über Bauschäden ergeben, verborgen. Die Setzung des Turmes und starke Verformungen im Bereich der Nordecke konnten jedoch durch



■ 19 Längsschnitt des Dachstuhl.



■ 20 Flur im 1. Obergeschoß, Raum 201, vor der Restaurierung.

die verformungsgerechte Bauaufnahme bereits in einem frühen Stadium erkannt werden. Die Verformung des Dachstuhls und damit verbunden das Abkippen der Giebelwände war mit bloßem Auge zu sehen. Aber auch hier leistete die Bauaufnahme unverzichtbare Dienste, denn sie gab den Architekten und Statikern die Möglichkeit, ein höchst effektives Sanierungskonzept zu entwickeln. Eine genaue Ausschreibung und die damit verbundene Kostenkalkulation wären ohne die Bauaufnahme nicht möglich gewesen. Ganz ausschlaggebend war das Aufmaß für die Nutzung des Gebäudes. Ein Blick auf den Längsschnitt des Dachstuhls (Abb. 19) zeigt selbst jedem Laien, daß er auf Grund der Verformungen nicht zum Ausbau geeignet ist. Derart gut informiert, konnte sich die Bauherrschaft dieser Meinung anschließen, obwohl sie natürlich an einer intensiveren Nutzung des Gebäudes interessiert gewesen wäre.

Selbstverständlich wurde der Abbruch des Dachstuhls erwogen. Zunächst schien der schlechte Zustand auch dafür zu sprechen: Wieso sollte auch eine Menge Geld in ein Dach investiert werden, das, nach mündlicher Überlieferung, "nur" aus dem letzten Jahrhundert stammte und bei dem mit weiteren Verformungen gerechnet werden mußte? Hier konnten zwei weitere Untersuchungen zur Klärung des Sachverhalts beitragen und helfen, die Zerstörung ältester Bausubstanz zu vermeiden. Zunächst wurde durch eine dendrochronologische Untersuchung das Alter des Dachstuhls auf das Jahr 1451 datiert. Somit gehört das Dallauer Schloß zur ältesten Gruppe von Profanbauten, die in Bauland und Odenwald überhaupt erhalten sind.

Aber selbst bei erwiesener höchster kulturhistorischer Wertigkeit muß die wirtschaftliche Vertretbarkeit überprüft werden. Der Bauherr fürchtete bei weitergehenden Verformungen eine Dauerbaustelle. Durch vergleichende Gefügebeobachtung stellte man fest, daß neben dem ursprünglichen liegenden Stuhl im Jahr 1630 eine zweite, stehende Stuhlreihe in der ersten Dachebene eingebaut wurde. Betrachtet man nun die Bauaufnahme, wird man feststellen, daß sich dieser stehende Stuhl nicht mehr verformt hat, die Konstruktion also seit 350 Jahren stabil geblieben war. Somit sprach also nichts mehr gegen den Erhalt des Daches.

Wichtig für die Außengestaltung des Schlosses wurde die Archivforschung. Wie bereits oben geschildert wurde das erste Obergeschoß ursprünglich durch eine Außentreppe erschlossen. Die bei Baubeginn noch vorhandene Treppe zwischen dem Erdgeschoß und dem ersten Obergeschoß stammte, vom Restaurator zweifelsfrei nachgewiesen, aus dem 19. Jahrhundert. Sie störte nicht nur den Raumeindruck des Flurs im ersten Obergeschoß erheblich, sondern noch mehr das der Stube 205, da das Gewölbe der Treppe in diesen Raum hineinragte. So entschloß man sich zum Abbruch und zum erneuten Bau einer modern gestalteten Freitreppe, die wegen des zweiten Fluchtwegs auch baurechtlich notwendig war.

Die archäologische Grabung gab die Möglichkeit, die technischen Anlagen in dem neu geschaffenen Anbau am Nordgiebel unterzubringen. Der archäologisch belegte Küchenanbau wurde archäologisch nachgewiesen und so konnte man guten Gewissens auf seine Fundamente einen moder-

nen Neubau zur Unterbringung der Technik- und Naßräume sowie des Treppenhauses setzen. Im Erdgeschoß des Anbaus und im Hauptbau werden die beiden erhaltenen Turmreste der ersten Bauphase gezeigt. In diesem Zusammenhang scheint es uns besonders erwähnenswert, daß der Bauherr noch einmal zum Verzicht auf intensive Nutzung bereit war.

Bei der Besichtigung des Schlosses fällt das Hauptaugenmerk auf die Ausmalung, denn es war zwar schlicht gebaut, aber prachtvoll ausgemalt. Daß es sich auch heute wieder so darstellt ist der restauratorischen Befunduntersuchung zu verdanken. Bereits 1992 war die außerordentliche Wertigkeit der überaus zahlreichen Ausmalungen erkannt. Das denkmalpflegerische Konzept, den Altputz mit seinen zahlreichen Malschichten zu überputzen und in historischer Manier zu übermalen, stand schon früh fest. Problematisch war die Auswahl einer passenden Fassung. Wir entschieden uns für die dritte Ausmalung nach 1530, wie wir es bereits 1992 ausführlich beschrieben haben. Zu dieser Zeit waren die Fachwerkbalken dunkel-rotviolett gestrichen und hatten schwarze und mennigerote Beistriche. Fenster, Türen und Nischen in den Massivwänden waren von gemalten Architekturdetails umgeben: graue Quader mit schwarzen Fugen, Inkrustationen, Säulen, Volutengiebel. Während der Neuausmalung wurden noch einige Nachuntersuchungen erforderlich, die die Ergebnisse der Befunduntersuchung ergänzen und in wenigen Punkten korrigieren. Etwas mißverständlich ist die Formulierung "dritte Fassung nach 1530", die wir 1992 gewählt hatten, denn es handelt sich um drei fast identische Ausmalungen, die man sich eher als Auffrischung des Anstrichs vorstellen muß. In einigen untergeordneten Räumen wurde nicht übermalt, dort finden wir in diesem Zeitraum also nur eine oder zwei Malschichten. Was wir in Raum 205, der Südstube des ersten Obergeschosses, als Imitation von marmoriertem Gestein angesehen hatten, entpuppte sich bei genauerer Untersuchung als mennigerote Bänder mit floralen Motiven und Fabeltieren in schwarz (Abb. 9). Besonders schwierig war die Rekonstruktion des Eingangs vom Flur in diesen Raum. Ein Blick auf den freigelegten Zustand und die Übermalung mag das besser als jede Beschreibung verdeutlichen (vgl. Abb. 12 und 20). Weitere Untersuchungen fanden im Bereich der Sockelzonen der Pila-

ster statt, die die Fensterumrahmung bilden. Die restauratorische Untersuchung war ausschlaggebend für die besondere Installationstechnik im Gebäude. Im Altbau wurde nicht nur auf die Unterbringung von Naß- und Technikräumen verzichtet. Man findet im ganzen Gebäude keine Decken- und Wandlampen, sondern nur Stehlampen, da sie keine Wandeingriffe verursachen. Ebenso wurde auf Wandschalter verzichtet. Alle Elektroleitungen verlaufen in den neu aufgedoppelten Fußböden, unter denen die alten, erhaltungswürdigen Estriche geschützt liegen. Bedient werden die Lampen durch Fußschalter, zunächst ungewohnt, aber genauso komfortabel wie die gewöhnlichen Schalter in Armhöhe.

In der bauhistorischen Untersuchung wurde die Summe aus allem oben genannten gezogen. In einem Raum- und Buch wurde der Zustand jeder Wand vor Beginn der Bauarbeiten, im Zustand der maximalen Freilegung und nach Fertigstellung dokumentiert. Dies ist, wiederum neben der Befriedigung des wissenschaftlichen Interesses, eine Investition in die Zukunft. Jede neue Reparatur oder Sanierung kann anhand dieser Unterlagen durchgeführt werden, ohne Gefahr zu laufen, bereits erforschte noch einmal untersuchen zu müssen. Im Rahmen der Dokumentationen wurden auch die statischen und die Materialuntersuchungen archiviert, sowie die in diesem Zusammenhang vorgenommenen geoelektrischen und Radarmessungen. In statischer Hinsicht war die Sanierung des Gebäudes höchst anspruchsvoll. Bei der Sicherung des gedrückten Bogensturzes in der Nordstube des ersten Obergeschosses entschieden wir uns für ein neues, sichtbar belassenes Stahlstützenpaar. Einfach und reversibel konnte das Problem der statischen Sicherung des Turmes gelöst werden. Zwischen dem ersten und zweiten Obergeschoß befindet sich ein etwa ein Meter hoher Zwischenraum, der vor Beginn der Bauar-

beiten nicht zugänglich war. Die alten Böden bzw. Decken wurden erhalten und in den Zwischenraum Zuganker eingebracht. Nicht mehr tragfähige Hölzer wurden zimmermannsmäßig ersetzt, nur die neuen Aufdoppelungen der schadhaften Sparrenfüsse mußten verschraubt werden.

Bei der Dachdeckung wurden alte handgestrichene Biberschwanzziegel verwendet, um das historische, archaisch belegte Erscheinungsbild wiederherzustellen. Entsprechend den Hinweisen in schriftlichen Quellen wurde das Turmdach mit Schiefer gedeckt. Fehlende Kloben für die Fensterläden wurden nach alten Vorbildern geschmiedet und in den Sandsteingewänden traditionell mit Blei befestigt. Da als älteste Fenster nur kleine Turmfenster aus dem 19. Jahrhundert vorhanden waren, entschied man sich für den Bau von frei gestalteten Bleisprossenfenstern mit grau gestrichenen Rahmungen. Alte und angepaßt gestaltete neue Türen mit handgeschmiedeten modernen Beschlägen, neue Holzdielenböden, außer im Flur des ersten Obergeschosses und im Erdgeschoß, modernes Mobiliar sowie die Treppe und Geländer aus Metall im Erdgeschoß und im Anbau runden eine äußerst substanzschonende und zugleich zeitgemäße Sanierung ab.

Im Dallauer Schloß ist heute hauptsächlich die örtliche Musikschule untergebracht, daneben Vereinsräume. Weiter wird es zu Repräsentationszwecken von der Gemeinde genutzt. Somit dient die Kultur der Vergangenheit der Kultur von heute. Uns hat das Schloß und seine Geschichte im Lauf der Bauarbeiten immer mehr fasziniert. Diese Ausstrahlung wird auch die hoffentlich zahlreichen Besucher gefangen nehmen. Für alle, die sich näher über das Schloß informieren möchten, stehen drei Tafeln im Flur des ersten Obergeschosses mit Texten und Darstellungen zu Forschung, Auswertung und Restaurierung des Schlosses bereit.

Literatur:

- Crowell & Kollia-Crowell, Ehemaliges Wasserschloß Elztal-Dallau, Bauhistorische Untersuchung mit Baualtersplänen, Karlsruhe 1995 (Ms).
- Ute Fahrbach, Christine Wieczorek: Schloß Dallau, Gemeinde Elztal, Ein Zwischenbericht, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Heft 4, 1992, S. 127-134.
- Uwe Gross: Mittelalterliche Keramik zwischen Neckarmündung und Schwäbischer Alb, 1991, hier besonders Katalog Nummer 21, Elztal-Dallau, Neckar-Odenwald-Kreis (Tafel 51 und 52).
- Bruno König: Dallau im Elztal, 1200 Jahre Ortsgeschichte 772-1972, Gemeinde Elztal-Dallau 1974.
- Kreisbeschreibung des Landes Baden-Württemberg, Der Neckar-Odenwald-Kreis, Sigmaringen 1992, Band I, S. 717-755.
- Franz Meszmer: Rekonstruktion von Dorf und Schloß Dallau, in: Bruno König, Dallau im Elztal, 1974, S. 333-354.
- Schloß Dallau, Festschrift zur Einweihung, Hrsg. Gemeinde Elztal, Juli 1995.
- Christine Wieczorek: Die Wasserburg Elztal-Dallau, Neckar-Odenwald-Kreis, masch. schr. Magisterarbeit, Tübingen 1990.

Dipl.-Ing. Robert Crowell
Dipl.-Ing. Barbara Kollia-Crowell
Putlitzstraße 22
76137 Karlsruhe

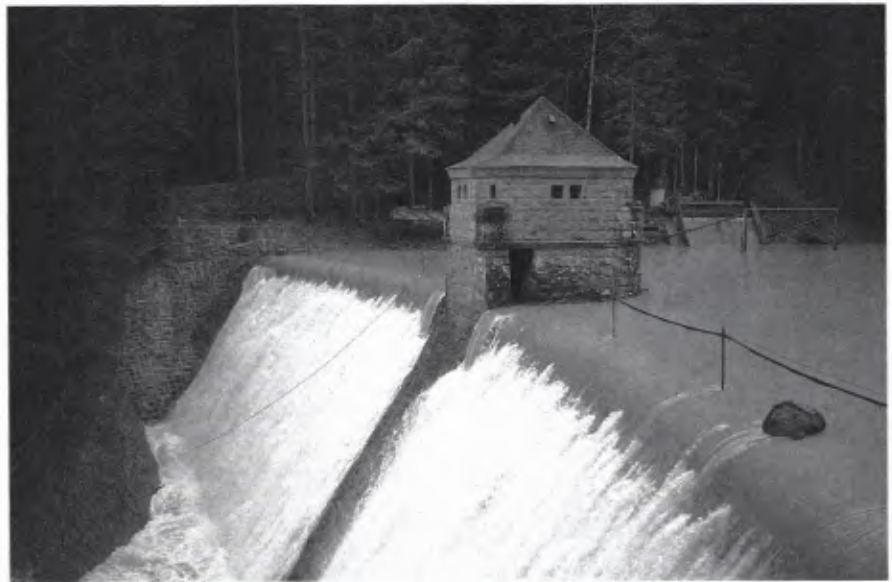
Dr. Ute Fahrbach
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Durmersheimer Straße 55
76185 Karlsruhe

Christine Wieczorek M.A.
Burglohn 9
04703 Leisnig

Von den Wasserkräften in Alt-Württemberg

Das Heimbach-Kraftwerk in Bettenhausen

Ulrich Boeyng



■ 1 Heimbach-Talsperre bei Sterneck (Lkr. Freudenstadt).

Anlaß

„Die Staumauer der Heimbach-Talsperre wird saniert – muß sie wieder als Natursteinmauer ausgeführt werden?“ Aus dieser alltäglich erscheinenden Anfrage des Landratsamtes an das Landesdenkmalamt hat sich ein Fragenkomplex entwickelt, der bei seiner Beantwortung einen Einblick in die historische Entwicklung der Nutzung von Wasserkräften in Alt-Württemberg erlaubt.

Die Anfrage führt bei einer der nächsten Dienstreisen zu einem Abstecher an die besagte Staumauer. Sie liegt im Landkreis Freudenstadt, südöstlich der Gemeinde Loßburg auf Markung Sterneck, unmittelbar an der Grenze zum benachbarten Lkr. Rottweil.

Den Konservator erwartet eine Überraschung: In einem engen, waldreichen Tal steht ein – im Blick auf die allseits bekannten Kraftwerke an Neckar, Rhein oder Murg – vergleichsweise winziges Bauwerk: eine Staumauer von vielleicht 50m Kronenlänge und 15m Höhe; die Kronenmitte wird betont durch ein kleines, walmgedecktes Schieberhäuschen. Das scheint alles zu sein.

Das gebotene Schauspiel ist dagegen äußerst beeindruckend:

Es ist Anfang Februar, Tauwetter, von der Staumauer selbst ist nichts zu sehen, beidseits des Schieberhäuschens donnern überschüssige Wassermassen aus dem Stausee über die Krone, zunächst glatt, grün und durchscheinend, kurz darauf, im freien Fall, gischtig weiß zerstäubend, mit ohrenbetäubendem Lärm.

Das Interesse ist geweckt: „Wie alt ist das Bauwerk? Wozu dient es? Was gehört sonst noch dazu? Ist diese Talsperre ein Kulturdenkmal?“

Die Anfrage des Landratsamtes muß derweil unbeantwortet bleiben. Der Technikhistoriker des Landesdenkmalamtes wird konsultiert, seine Antwort schürt das erwachte Interesse: „(...) Die Schwäbische Kronik meldet am 6.März 1923, daß an diesem Tag die „größte Hochdruck-Speicheranlage in Württemberg“ ihren Betrieb eröffnete. Sie scheint überhaupt die einzige Speicheranlage Württembergs zu sein, bei der nicht nur der natürliche Zufluß aufgestaut wird, sondern Zuflüsse umgelenkt werden(...)“.



Beschreibung

Der Schwäbischen Kronik zufolge bestand das Heimbach-Kraftwerk aus folgenden Bauteilen: „Der Ausbau umfaßt die Ausnützung der Wasser von Glatt, Lauter, Heimbach, Gaisbach, Wühlsbach und Dirnenbach in einem Kraftwerk in Bettenhausen. Zu diesem Zweck werden Glatt und Lauter kurz vor ihrem Zusammenfluß durch einfache Wehranlagen gestaut, in einem Verbindungskanal vereinigt und durch einen Einlaufstollen von etwa 6,1 km Länge der Heimbachsperrre zugeführt. Unterwegs werden die Wasser vom Gaisbach und Wühlsbach aufgenommen. Verstärkt werden diese Wassermengen sodann durch den Heimbach selbst, der unmittelbar dem Staubecken zufließt, und den Dirnenbach, der in einem etwa 16 m tiefen Schacht in den Druckstollen zwischen Sperre und Bettenhausen einfällt. Die Länge des Druckstollens beträgt etwa 2,8 km (...). Der Druckstollen in Bettenhausen endet in einem Wasserschloß, das in den Felsen gesprengt und mit einem Aufbau versehen wird. Vom Wasserschloß führt eine eiserne Druckrohrleitung von 2,1 m Durchmesser zu den 4 Francis-Spiralturbinen im Krafthaus.“

(Wasserschloß: Schwallraum, senkrechter Schacht zwischen Zuleitung und Druckrohr; dient der Entlastung des Triebsystems von Stoß- oder Sogkräften beim Anfahren/Abschalten der Turbinen; Druckrohrleitung: Fallrohr, stark geneigte Wasserleitung; dient der Zuführung des Wassers zu den Turbinen unter Ausnützung der Schwerkraft; Francis-Turbine: Wasserkraft-Maschine, entwickelt von James B. Francis, 1849; schnelllaufendes Wasserrad mit festen Schaufeln, dem das Wasser unter hohem Druck über

bewegliche Leitschaufeln zugeführt wird.)

Das ist die Bauwerksbeschreibung, Stand 1923

Auf den folgenden Reisen werden die oben genannten Bauwerke aufgesucht: Im Ort Glatten, Landkreis Freudenstadt, finden sich das Glattwehr, der Verbindungskanal und das Lauterwehr mit Stolleneinlaß, alles Betonbauwerke von ausdrucksvoller Gestaltung mit offensichtlich originalen technischen Funktionsteilen. Die Fahrt zum Kraftwerksgebäude führt ins „Ausland“ nach Bettenhausen, Stadt Dornhan, Lkr. Rottweil, Reg. Bez. Freiburg; hier versammelt sich ein optisch eindrucksvolles Ensemble: Das Kraftwerksgebäude aus hellem Kalkstein mit mächtigem Betongesims und flachgeneigten Blechdächern in expressionistischen Detailformen, die Druckleitung mit dem bergseitigen, ebenfalls expressionistisch ausgeformten Schieberhaus des Wasserschlosses, schließlich das steingefäßte Ausgleichsbecken mit seinem Stauwehr beim Kraftwerk.

Eine Innenbesichtigung des Krafthauses ergibt, daß sich hier noch die vier Francis-Turbinen, die Drehstrom-Generatoren und die Pumpen, d.h. die originalen Maschinensätze aus der Bauzeit befinden. Das Kraftwerk ist offensichtlich in Betrieb, allerdings sind zwei der Turbinen zur Revision zerlegt.

Der Gesamtumfang der Anlage wird optisch greifbar

Eine Zeichnung des wasserseitigen Systems macht dessen räumliche Ausdehnung sichtbar: Das Einzugsgebiet umfaßt ca. 165 km², die Glatt wird

■ 3 Wasserschloß mit Druckrohr (Kraftwerk Bettenhausen).





auf ca. 15 km, der Heimbach auf ca. 5 km Flußstrecke genutzt; der nutzbare Inhalt des Wasserspeichers faßt ca. 133.000 m³; zwischen den Wehranlagen bei Glatten und dem Kraftwerk Bettenhausen liegen ca. 8 km Luftlinie.

Zum Gesamtumfang der Anlage gehört jedoch nicht nur die Wasserseite. Auf der anderen Seite steht der Zweck des Aufwandes, die Stromerzeugung: Laut Schwäbischer Kronik beträgt das nutzbare Gefälle 65 m, beträgt die Leistung der vier Turbinen ca. 5400 PS, soll das Kraftwerk etwa 10 Mill. KWh Strom pro Jahr erzeugen.

„Für wen ist der Strom? Wie wird die Energie transportiert und verteilt? Arbeitet das Kraftwerk isoliert oder steht es in einem Stromverbund? Wer ist der Betreiber? Gibt es noch Bauten und Bauteile aus der Bauzeit? Wer war der Entwurfsverfasser, welche Firmen waren am Bau beteiligt?“

Die Schwäbische Kronik gibt zur Frage nach den Betreibern für 1923 eine Teilantwort: „Kurz nach Gründung des Bezirksverbandes Heimbachkraftwerk durch die von Glatten mit Strom versorgten Amtskörperschaften Freudenstadt, Oberndorf, Horb und Sulz wurde mit dem Bau des Werkes im Frühjahr 1921 begonnen (...). Die glückliche Verbindung des Bezirksverbandes mit dem Überlandwerk Glatten, dessen Anregung der Bau dieser (...) Hochdruck-Speicheranlage zu verdanken ist, sichert mit ihrem Versorgungsgebiet von rd. 120 Gemeinden heute schon den Absatz eines großen Teiles der durchschnittlich etwa 10 Mill. KWh Jahresleistung betragenden Arbeit des neuen Kraftwerks (...). Eine gleichzeitig betriebsfertig erstellte Höchstvoltlei-

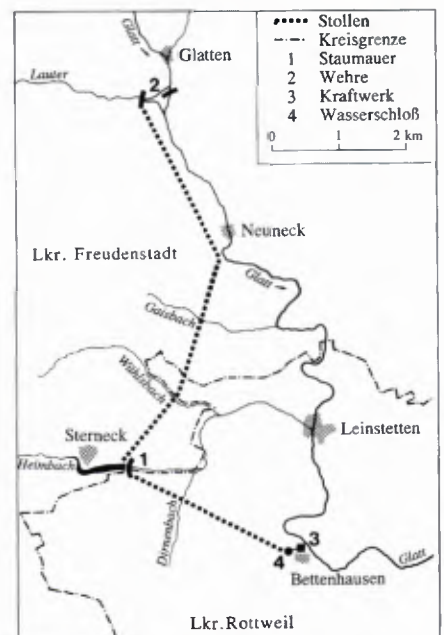
tung bietet die Möglichkeit, den am Bezirksverband beteiligten Abnehmern eine weit über ihren gegenwärtigen Bedarf hinausgehende Strommenge zuzuführen (...). Besonders erhehend ist es aber, heute sagen zu können: Die beim Bezirksverband und Überlandwerk Glatten angeschlossenen Stromabnehmer sind nunmehr nahezu ganz unabhängig von Kohlen oder ausländischem Strombezug (...). Wenn nun das auch in seiner äußeren Gestalt ansprechende Kraftwerk glücklich vollendet dasteht und durch 9 Hochspannungsferteleitungen die elektrische Energie strahlenförmig über seine Bezirke austeilte, dann darf man wohl (...) dem jungen Bezirksverband angesichts der gegenwärtig besonders bedenklichen Kohlenlage unseres Vaterlandes die beste Aussicht für die Zukunft voraussagen.“

Ergänzende Informationen bieten die Geschäftsstelle Freudenstadt der Energieversorgung Schwaben AG (EVS) sowie eine Genehmigungsurkunde für den Bezirksverband Oberschwäbische Elektrizitätswerke, Biberach (OEW), von 1934: Der „Bezirksverband Heimbachkraftwerk“ wurde 1919/20 von den Oberämtern Freudenstadt, Oberndorf, Horb und Sulz gegründet und trieb zwischen 1921 und 1923 die Planung und den Bau der Anlage voran. Der „Bezirksverband“ war seinerzeit mit dem Ziel der „gemeinnützigen Versorgung ihrer Bezirke mit Elektrizität durch den Ausbau von Wasserkräften“ gegründet worden. Die Gründung geschah in Konkurrenz zu der bereits bestehenden „Überlandwerk Glatten GmbH“, einer Tochter der Berliner Körting AG, die in Glatten seit 1902 ein eigenes Dampfkraftwerk betrieb und über ein eige-

■ 4 Glatt-Wehr in Glatten (Lkr. Freudenstadt).

■ 5 Lauter-Wehr bei Glatten.

■ 6 Lageplan des wasserseitigen Systems (Lkr. Freudenstadt und Rottweil).





■ 7 Umspannstation in Neuneck (Lkr. Freudenstadt).

■ 8 Ehemalige „Überlandwerke Glatten GmbH“ in Glatten.



nes Stromverteilungsnetz verfügte. Unregelmäßigkeiten in der Kohle- und damit zwangsläufig in der Stromversorgung hatten bereits kurz nach dem Ende des 1. Weltkrieges bei den „Überlandwerken“ Pläne zur Ausnutzung der Wasserkräfte angeregt. Der „Bezirksverband“ übernahm offensichtlich diese Anregungen, verwirklichte die Pläne in eigener Regie und übernahm schließlich auch die „Überlandwerke“, um deren Dampfkraftwerk und deren Verteilernetz mitzunutzen.

Die zuvor erwähnten Unregelmäßigkeiten in der Kohleversorgung der „Überlandwerke“ hatten ihre Ursache in den Auswirkungen der Versailler Verträge von 1919 mit der nachfolgenden Besetzung der Kohlereviere an Rhein und Ruhr sowie der Loslösung des Saargebietes.

Der „Bezirksverband“ schloß sich mit den 1909 gegründeten OEW im Jahr 1931 zusammen, die OEW gingen 1939 in der EVS auf.

Zur Frage nach den am Bau beteiligten Firmen läßt sich der Schwäbischen Kronik folgendes entnehmen: „An der Ausführung der Arbeiten waren hervorragend beteiligt die Firmen: Siemens-Bauunion, Berlin und Karl Kübler, Stuttgart für den wasserbaulichen Teil und Tiefbau, Weber, Rottweil für den Hochbau, Maschinenfabrik Voith, Heidenheim für Turbinen und Wehranlagen, Maschinenfabrik Amag, Hilpert für Pumpen und Armaturen, Siemens-Schuckert-Werke, Stuttgart/Nürnberg u. Sachsenwerke, Stuttgart/Niedersadlitz für Stromerzeuger, Bergmann Elektrizitätswerke, Stuttgart/Berlin für Transformatoren und Schaltanlagen, Wagner und Eisenmann, Stuttgart für die Druckrohr-

leitung (...). Die Ausführung der Höchstvollleitung erfolgte unter der Bauleitung des Bezirksverbandes durch die Bauabteilung der AEG, Berlin und der Rheinischen Elektrizitäts-AG, Mannheim.“

Über die Entwurfsverfasser gibt die Schwäbische Kronik nur die Auskunft, daß die Ausarbeitung der Entwürfe und die Oberbauleitung für die Wasserkraftanlagen und die Hochbauten in den Händen von Regierungsbaumeister Haußmann aus Stuttgart lag, die des elektrischen Teiles bei der Direktion des „Bezirksverbandes“.

Erst die Auswertung der entsprechenden Jahrgänge zeitgenössischer Bauzeitschriften führt ein Stück weiter: Die Bauzeitung vom November 1923 bildet unter der Überschrift „Neuere Architektur in Süddeutschland – Bauten von Hans Herkommer, Stuttgart“ einen Grundriß nebst Ansichten des Kraftwerksgebäudes in Bettenhausen ab.

Damit ist zunächst folgendes festzuhalten:

Anfang der 20er Jahre gab es eine Konkurrenz zwischen öffentlichen und privaten Stromerzeugern in Glatten, die beide ihre eigenen Kraftwerke und Verteilernetze betrieben. Diese Netze waren zunächst regional begrenzt oder nur mit unmittelbar benachbarten Netzen verbunden, wuchsen aber durch die Gesellschaftsübernahmen der 30er Jahre in einen zumindest auf Württemberg ausgedehnten Verbund hinein.

Die Heimbach-Talsperre bei Sterneck ist Teil eines komplexen Systems von Wassersammlung, Wasserhaltung und Wasserzuleitung sowie von



■ 9 Murg-Wehr (Hochdruckstufe) bei Kirschbaumwäsen (Lkr. Rastatt).

Energieerzeugung und Energieverteilung. Die baulichen Anlagen von 1921/23 bestehen heute aus mehreren Stauwehren, Fallschächten, einem Kanal, zwei Stollen, einem Wasserschloß, einer Druckleitung, dem Kraftwerksgebäude, einigen Umspannhäuschen, evtl. einigen Strommasten sowie dem Ausgleichsbecken von 1930/31.

Die Bauwerke bestehen aus Sichtbeton, sind mit Naturstein verkleidet bzw. sind verputzt. Die Bauformen sind teils traditionell heimatgebunden mit Walmdächern, Gurten und Gesimsen sowie kleinteilig gegliederten Fassaden (bei der Talsperre und bei den Umspannhäuschen), teils hochmodern und expressionistisch gestaltet mit monumentalen Schützfürungen (bei den Wehren) bzw. kubisch gestaltetem Baukörper mit kantigem Gesims, großen, durch Fensterbänder und Schlitzgegliederten Flächen und betonen Portalen (beim Kraftwerk).

Vergleich

„Wo stehen die Heimbach-Kraftwerke im Vergleich mit den anderen Kraftwerken?“ Klar ist, daß es thematische Beschränkungen geben muß, um Vergleiche anstellen zu können:

1. Zeit: Bis Ende der 20er Jahre
2. Raum: Württemberg und Baden in den Grenzen nach 1918;
3. Typ: Pump-Speicherwerk mit Hochdruck-Umleitungskraftwerk.

Während die zeitliche und räumliche Abgrenzung willkürlich, aber begründbar ist, gibt es bei der Typbezeichnung wasserbau- und wasserkräfttechnische Definitionen zu beachten.

Ein „Pump-Speicherwerk“ zeichnet sich danach durch folgende Anlagen aus: Es gibt einen hochgelegenen Speichersee, dessen Wasser mit entsprechendem Gefälle in das tiefergelegene Kraftwerk geleitet wird. Das Wasser treibt dort über Turbinen unmittelbar die Generatoren zur Stromerzeugung, sowie über Kupplungen zuschaltbare Pumpen. Diese Pumpen befördern überschüssiges – d.h. die natürliche Flußwassermenge übersteigendes – Wasser aus der Krafterzeugung über den Umweg eines nahegelegenen Ausgleichsbeckens wieder in den hochgelegenen Speichersee.

Dieses Verfahren dient einerseits zur Regulierung der Wasserabflußmenge unterhalb des Kraftwerks, andererseits zur Ausnützung der potentiellen Energie des Wassers in Zeiten mit niedrigem Stromverbrauch. (Da sich einmal erzeugter Strom selbst nicht speichern läßt, die Leistung der Turbinen und Generatoren bei der Stromerzeugung aber möglichst gleichmäßig sein soll, wird überschüssiger Strom in Form von wieder hochgepumptem Wasser „gelagert“).

Das Kraftwerk selbst wird als „Hochdruck-Umleitungskraftwerk“ bezeichnet, wenn die Fallhöhe des Wassers in den Druckrohren mehr als 50 m beträgt und der Speichersee nicht unmittelbar beim Krafthaus liegt, sondern wenn das Wasser per Sammelleitungen aus der näheren und weiteren Umgebung in Stollen und Kanälen herbeigeführt, in einem Wasserschloß gesammelt und von dort in die Druckrohrleitungen eingespeist wird.

Auf das Heimbach-Kraftwerk treffen alle diese Merkmale im Prinzip zu, auch wenn der Pumpspeicherbetrieb



bereits nach wenigen Jahren (1936) sowie der Speicherbetrieb vor einigen Jahren eingestellt wurden und im Kraftwerk heute nur noch die zulaufende Wassermenge abgearbeitet wird.

Die Auswertung der Fachliteratur zeigt, was schon in der Schwäbischen Kronik von 1923 behauptet wird: Das Heimbach-Kraftwerk ist die in ihrem Ausmaß größte Hochdruck-Speicheranlage in Württemberg. Alle übrigen gemein- oder privatwirtschaftlich genutzten Wasserkraftwerke, die bis 1930 in Württemberg gebaut wurden (Neckar, Enz, Kocher, Argen, Donau, Iller) sind Stau-, Fluß- oder Kanalkraftwerke, allerdings mit z.T. wesentlich höheren Leistungen.

Im benachbarten Baden allerdings stehen bzw. entstehen im betrachteten Zeitraum mächtige Konkurrenten des gleichen Typs: die „Murg-Schwarzenbach-Kraftwerke“ und die „Schluchsee-Kraftwerke“.

Die zweistufigen Murg-Hoch- und Niederdruckwerke bei Kirschbaumwasen und Forbach wurden zwischen 1914 und 1918 erbaut. Sie wurden durch die 1922–26 erbaute Schwarzenbach-Talsperre mit Hochdruck-Kraftwerk bei Forbach ergänzt. Erbauer und Betreiber war und ist die Badische Landes-Elektrizitätsversorgungs-AG (heute Badenwerk).

Die Schwarzenbach-Talsperre hat bei vergleichbaren Bauteilen zweifellos ganz andere Dimensionen als die Heimbach-Sperre: Staumauer-Kronenlänge 380 m : 50 m, Staumauer-Höhe 65,5 m : 15 m, Stromerzeugung der Murg-Schwarzenbach-Kraftwerke im Jahresmittel 123,5 Mill. kWh : 10 Mill. kWh.

Alle genannten Bauwerke – ob Stauwehre, Staumauern oder Betriebsgebäude – bestehen aus Beton mit ortstypischer Granitverkleidung. Übertröffen sollten diese Dimensionen allerdings noch von den 1929 begonnenen Schluchsee-Kraftwerken werden, die mit einer geplanten Stromerzeugung von 500 Mill. kWh pro Jahr als damals größte Hochdruck-Speicheranlage des Deutschen Reiches projiziert war.

Aber: Zur Bauzeit des „Heimbach-Kraftwerks“ (1921/23) sind Württemberg und Baden Freistaaten innerhalb des Deutschen Reiches. Die Auswirkungen der Jahrhunderte währenden Abgrenzungspolitik der jeweiligen Herrscherhäuser, die alle Bereiche mit grenzüberschreitenden Tendenzen beeinträchtigt hatten – man denke nur an die Entwicklung des Eisenbahnnetzes – war mit dem Ende des Kaiserreiches weder überwunden noch schlagartig beseitigt.

Ein Vergleich von württembergischen mit badischen Einrichtungen ist nur vor dem damaligen geschichtlichen Hintergrund sinnvoll. Daraus folgt und gilt bis heute: Das „Heimbach-Kraftwerk“ ist die größte und einzige Hochdruck-Speicheranlage in Württemberg!

„Die Denkmaleigenschaft“ – so schreibt der Technikreferent des Landesdenkmalamtes – „muß sich auf die Sachgesamtheit beziehen, wie sie im beschreibenden Teil der Verleihungs- und Genehmigungsurkunde vom 15.1.1934 umrissen ist. Schutzgrund ist, abgesehen von einem schwach heimatgeschichtlichen, der wissenschaftliche, und zwar der technikhistorische, aber eher noch stärker der energiewirtschaftshistorische.“



Die Denkmalbedeutung besteht beim „Heimbach-Kraftwerk“ demnach weniger in einer technischen Leistung wie der Weiterentwicklung eines Staumauer- oder Kraftwerk-Typs oder in der Größensteigerung technischer Komponenten (Turbinen, etc.), sondern eher in der einstigen Gesellschaftsform und dem aus heutiger Sicht bedeutenden Stellenwert der Gesamtanlage in Württemberg.

Die Denkmalbedeutung liegt im Anschauungswert der Anlage und in ihrem Zeugniswert für die Ausnutzung regionaler Wasserkräfte zur Sicherung der Stromversorgung, die vor allem in Württemberg in der kurzen Zeitspanne zwischen 1918 und 1939 durch gemeinnützige Bezirksverbände gefördert und betrieben wurde.

Das öffentliche Erhaltungsinteresse an der Sachgesamtheit „Heimbach-Kraftwerk“ deckt sich – wenn auch mit anderer Intention – mit den betrieblichen Interessen der EVS.

In der Rangbewertung der denkmalpflegerischen Bedeutung kann die Sachgesamtheit einen hohen Seltenheitswert, einen hohen exemplarischen Wert als Typ sowie ein hohes Maß an Originalität und Integrität beanspruchen.

Vor allem aber spricht eines für die Bedeutung des technischen Denkmals: Seine „operationale Erhaltung“. Dieser Begriff umfaßt – in Unterscheidung zur „funktionalen“ und „formalen“ Erhaltung – neben der fortdauernden Betriebsbereitschaft und der optischen Anschaulichkeit die optimale Aussagefähigkeit der Anlage als technikgeschichtliche Quelle, die zu unterschiedlichsten Fragestellungen

anregt. Wie hier gezeigt wird und werden soll.

Material

Kommen wir auf die Eingangsfrage zurück: „Soll die Staumauer wieder mit Naturstein verkleidet werden“.

Die Denkmalbegründung (schwach heimatgeschichtlich, eher energie-wirtschaftshistorisch) kann hierauf offensichtlich keine Antwort geben, dafür ist die Bedeutungsebene zu abstrakt. Die praktische Denkmalpflege ist aber bei aller gedanklichen Vorarbeit und Abstraktion immer auch am konkreten Objekt orientiert.

„Geben die Bauten oder die Bauweise der Sachgesamtheit „Heimbach-Kraftwerk“ konkrete Hinweise auf die Materialfrage?“ Zur Erinnerung: Die Wehre bestehen aus Sichtbeton, die Staumauer mit ehem. ziegel- jetzt schiefergedecktem Schieberhäuschen aus Buntsandstein, das blechgedeckte Kraftwerksgebäude aus Kalkstein mit Betongesims, die ziegelgedeckten Umspannhäuschen aus verputztem Ziegelstein mit Natursteingurten.

Stellen wir die Anfrage nach dem „Naturstein“ ein letztesmal zurück und beschäftigen uns mit den Umständen des Talsperrenbaus um 1921.

Zunächst wieder eine Begriffsklärung: „Staumauer oder Staudamm?“ Die Fachliteratur unterscheidet bei Talsperren – allgemein Stauwerken – Gewichts-Staudämme aus Erde, Lehm oder Stein, ungegliederte Gewichts-Staumauern aus Stein oder Beton sowie gegliederte Staumauern aus Beton oder Stahlbeton. Bei den geraden oder gebogen angelegten



■ 11 Heimbach-Staumauer während der Sanierungsarbeiten 1995.

■ 12 Verkleidungsdetail unterhalb der Staumauerkrone.

Dämmen beruht die Standsicherheit im wesentlichen auf der richtigen Verteilung der aufgehäuften Materialmassen; bei den meist gebogen und häufig auch im Querschnitt gekrümmt angelegten Mauern beruht die Standsicherheit in viel höherem Maße auf der Einhaltung der vorausgerechneten Formgebung – allerdings zugunsten eines wesentlich geringeren Materialaufwandes.

Der Genehmigungsurkunde von 1934 zufolge besteht das Heimbach-Stauwerk aus einem im Grundriß bogenförmigen, im Querschnitt trapezförmigen Staukörper mit luftseitiger Buntsandsteinverkleidung sowie einer wasserseitigen Dichtung der Mauerwand. Eine Veröffentlichung über die Wasserkraftwirtschaft in Deutschland (1929) beschreibt das Stauwerk als Betonkörper mit Hausteilverkleidung. Einige historische Fotos aus dem Archiv der EVS zeigen, wie dieses Stauwerk tatsächlich aufgebaut ist: Grob zugerichtete Natursteinquader sind in etwa mannshohen, mit Beton oder Mörtel abgeglichenen Schichten vermauert, wasserseitig auf einer Armierung aus Maschendraht torkretiert (spritzbetoniert), sodann bis zum beabsichtigten Niedrigwasserstand wasserseitig teilweise und luftseitig vollständig mit Natursteinquadern verkleidet.

Der Fachdefinition nach handelt es

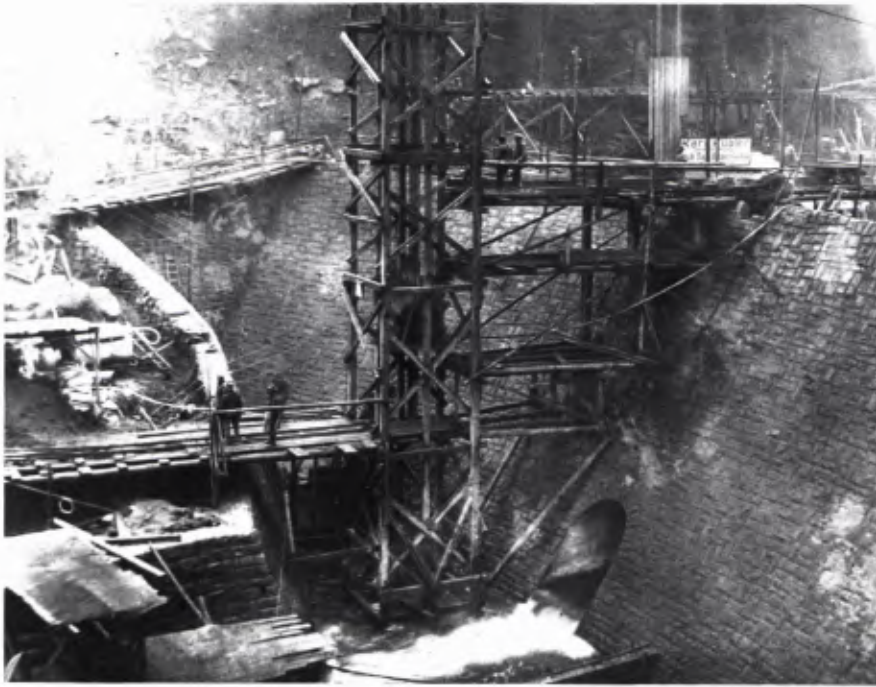
sich also bei der Heimbach-Sperre um eine Gewichtsstauwand, da das Stauwerk aus gepackten, steinigen Massen besteht. Die aktuellen Fotos von der Abnahme der Natursteinverkleidung bestätigen einerseits die Interpretation der historischen Fotos, zeigen andererseits aber auch, weshalb die Sanierungsarbeiten an der Luftseite der Talsperre unbedingt notwendig sind: Eine Einbindung der Steinverkleidung in das dahinterliegende Stauwerk ist – zumindest in den oberen Schichten – nicht feststellbar; der Mörtelanteil im bloßliegenden Stauwerk ist gering und von Erdteilen durchsetzt. Die bereits mehrfach aufgetretenen, großflächigen Ablösungen der Steinverkleidung nach Überströmung der Mauerkrone haben offensichtlich hierin ihre Schadensursache.

„Folgt daraus nun zwingend, daß die Natursteinverkleidung nach Festigung des Stauwerkes wieder aufgemauert werden muß – oder genügt nicht auch eine (strukturierte, eingefärbte) Betonverkleidung? Warum hat man nicht bereits zur Bauzeit mit einer Betonverschalung gearbeitet oder gar den Typ der gegliederten Stauwand gewählt?“

Zum Vergleich: Die Stauwände der Murg-Kraftwerke (1913–18) bestehen aus Eisenbeton mit Granitverkleidung, die der Schwarzenbachsperre



■ 13 Heimbach-Stauwand während der Bauzeit 1920, Luftseite.



■ 14 Heimbach-Staumauer während der Bauzeit 1920, Luftseite.

(1922–26) aus Gußbeton mit Steineinlagen sowie Granitverkleidung und bei der Linachsperr (1924–26) z.B. wurde mit (Sicht)-Beton und gegliedelter Schalenmauer sowohl technisch als auch formal in Deutschland Neuland betreten.

An den technischen Möglichkeiten hat es demnach nicht gelegen. Bautechnisch gesehen war man mit der konventionellen Lösung der gemauerten Gewichts-Staumauer auf der sicheren Seite.

Ökonomisch gesehen waren die Baukosten wegen der Inflationszeit ohnehin kaum zu kalkulieren (ca. 1800 Mill. RM Gesamtbaukosten werden 1923 angegeben; zum Vergleich: Die damals angesetzte Jahresersparnis von ca. 15.000 Tonnen Steinkohle entsprach etwa 2500 Mill. RM).

Bei der Materialfrage ist die Lektüre zeitgenössischer Bauzeitschriften aufschlußreich, die den aktuellen Diskussionsstand treffend wiedergeben: Einerseits wird der Ausnützung aller natürlichen (Wasser-)Kraftreserven propagiert, um vom Kohleimport unabhängig zu werden, andererseits wird der mit dem Ausbau einhergehende Naturverbrauch und die rücksichtslose Baugestaltung technischer Zweckbauten angeprangert. Schon damals wird landschaftsschonendes Bauen sowie die Verwendung ortstypischer Materialien vehement gefordert – auch und vor allem von der Heimatschutzbewegung, die sich in den Jahren nach 1904 (Gründung des „Deutschen Bundes Heimatschutz“) u.a. mit dem Anspruch auf Bewah-

rung heimatlicher Naturschönheiten und Berücksichtigung ästhetischer und künstlerischer Prinzipien beim Entwurf von Zweck- und Siedlungsbauten in die Diskussionen mit den Technikern einließ, und die inhaltlich von den damaligen Denkmalämtern unterstützt wurde.

Möglicherweise waren jedoch letztlich – neben den technischen und heimatschützenden Gründen – aktuelle arbeitsmarktpolitische Gründe für die Wahl der arbeitsintensiven Bauweise der Staumauer und deren Gestaltung ausschlaggebend: Immerhin konnten in einer Zeit hoher Arbeitslosigkeit und dramatischer Geldentwertung eine Vielzahl württembergischer Firmen und Handwerker für gut zwei Jahre beschäftigt werden.

Vor dem Hintergrund der damaligen Diskussionen mit Heimatschutz und Denkmalpflege kann jetzt endlich auch die Antwort auf die Frage nach der luftseitigen Verkleidung der Staumauer gegeben werden: Bei den im engen Rahmen technisch möglichen Sanierungs- und Verstärkungsmaßnahmen an der Staumauer ist aus heutiger denkmalpflegerischer Sicht – im Sinne der zeitgenössischen Materialdiskussion – eine erneute Natursteinverblendung notwendig!

Entscheidend für die Denkmalpflege ist hier – trotz der statisch bedingten Veränderungen des Stauwerkes – die Erhaltung bzw. Wiederherstellung des optischen Erscheinungsbildes der Staumauer, auch wenn dies mit erheblichen denkmalpflegebedingten Mehrkosten verbunden ist.

Offene Fragen

Spätestens bei der Manuskripterstellung zeigt sich, ob die wesentlichen Fragen gestellt und beantwortet wurden. Nun, es bleiben natürlich Fragen offen, die aus zeitlichen Gründen oder weil sie im gesteckten Rahmen zu weit führen, nicht mehr geklärt werden konnten.

Für die technikgeschichtliche Forschung wäre z.B. interessant, wer die am Bau beteiligten Firmen waren. (Sie sind im Zeitungsartikel von 1923 einzeln aufgeführt). Welche Maschinen wurden von diesen gebaut, und wieviele vergleichbare Maschinen existieren heute noch?

Für die heimatgeschichtliche Forschung wäre z.B. interessant, welche Rolle die „Überlandwerke Glatten“ im Oberamt Sulz bis zur Übernahme durch den „Bezirksverband“ spielten. Wie war die Firmengeschichte, wie hat sich die Kohleversorgung abgespielt, welche Bauten waren für Energietransport und Verteilung errichtet worden? Welche Bauwerke existieren noch (wie z.B. der Kernbau der Kraftzentrale in Glatten)?

Für die wirtschaftshistorische Forschung wäre z.B. interessant, welchen Inhalt die Vorstudie zur Ausnutzung der Wasserkräfte in und um Glatten hatte und wer sie erstellt hat. Wie hat sich die Konzentrationsbewegung in der württembergischen Elektrizitätswirtschaft vor dem 2. Weltkrieg auf die Stromversorgung und die Tarife in den beteiligten Oberämtern ausgewirkt?

Für die baugeschichtliche Forschung wäre z.B. interessant, wer die Entwürfe für die verschiedenen Hoch- und Funktionsbauten verfaßt hat. Wieso sind etliche der baubeteiligten Firmen namentlich genannt, nicht aber die Entwurfsverfasser?

Für die denkmaltheoretische Forschung wäre z.B. interessant, welche Rolle die Denkmalpflege damals bei der Planung des Heimbach-Kraftwerks spielte. Auf welcher gesetzlichen Grundlage wurden damals Aussagen zum Heimbach- und zu anderen Kraftwerksplänen gemacht? Wie waren Heimatschutz und Denkmal-

pflege in Württemberg bzw. Baden gesetzlich und personell miteinander verknüpft?

Literatur:

Baun, Die Ausnutzung von Niederdruckkräften in Verbindung mit Hochdruckspeicherwerken und Dampfkraftanlagen, in: Zentralblatt der Bauverwaltung, 40, 1920, Nr. 57, S. 363.

Cassimir, Die deutsche Wasserwirtschaft in ihrer Einwirkung auf Heimatschutz und Denkmalpflege, in: Zentralblatt der Bauverwaltung, Jg. 42, 1922, Nr. 87, S. 536.

Deutscher Wasserwirtschafts- und Wasserkraftverband (Hrsg.), Die Wasserkraftwirtschaft Deutschlands (Berlin 1930).

Energieversorgung Schwaben AG (Hrsg.), Wasserkraftwerk Bettenhausen. EVS 9, 93.

N. Huse, Denkmalpflege und Heimatschutz, In: Denkmalpflege, Deutsche Texte aus drei Jahrhunderten (München 1984), S. 150.

W. Leiner, Geschichte der Elektrizitätswirtschaft in Württemberg (Stuttgart 1982–85).

Mehmke, L., Neuere Architektur in Süddeutschland – Bauten von Regierungsbaumeister Hans Herkommer, Stuttgart, in: Die Bauzeitung, Jg. 20, 1923, Nr. 21, S. 161.

P. Münzenmayer, Erfassung und Bewertung von Objekten der Technikgeschichte – Wege zu einer technikhistorischen Quellenkunde, In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Jg. 19, 1990, 4, S. 156–161.

H. Ott und Th. Herzig, Elektrizitätsversorgung von Baden, Württemberg und Hohenzollern 1913/14, in: Historischer Atlas von Baden-Württemberg, Beiwort zu Karte XI, 9.

H. Press, Stauanlagen und Wasserkraftwerke, Teile I–III (Berlin 1958/59/67).

Schwäbische Kronik, Nr. 54, Dienstag 6. März 1923, Titelseite: Württemberg. Die Betriebseröffnung des Heimbach-Kraftwerks.

B. Stier, Württembergs energiepolitischer Sonderweg. Kommunale Stromselbsthilfe und staatliche Elektrizitätspolitik, in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte, Jg. 54, 1995, S. 227.

H. Wielandt, Die architektonische Ausgestaltung des Murgwerks, in: Zentralblatt der Bauverwaltung, 38, 1918, Nr. 85, S. 418.

Württembergischer Ingenieur-Verein, Kraftausschuß, Denkschrift: Die Kraftversorgung Württembergs (Stuttgart 1920).

Dipl.-Ing. Ulrich Boeyng
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Durmshheimer Straße 55
76185 Karlsruhe

Das Haus „zum Roten Basler Stab“ in Freiburg im Breisgau

Grabung und Bauforschung
in einem 850jährigen Hauskomplex

Frank Löbbbecke



■ 1 Die geknickte Fassade an der Salzstraße
in Freiburg.

Unscheinbar steht das Haus „zum Roten Basler Stab“ (Salzstraße 20) neben den anderen Wohn- und Geschäftsbauten der Salzstraße: eine schlichte Fassade des 18. Jahrhunderts mit modernen Schaufenstern im Erdgeschoß (Abb. 1). Und doch fanden sich in diesem Haus zahlreiche Reste einer Bautätigkeit, die bis in das frühe 12. Jahrhundert zurückreicht. Lesbar gemacht wurden die Spuren durch mehrjährige Grabungen und Bauuntersuchungen der Mittelalterarchäologie. Die Ergebnisse lassen ahnen, was bei ähnlich intensiver Forschung in anderen Altstadtparzellen zu erwarten ist.

Lage und Grundstücksaufteilung

Die Salzstraße liegt im südöstlichen, im 2. Weltkrieg nur wenig zerstörten Bereich der Freiburger Altstadt. Als eine der vier innerstädtischen Hauptstraßen führt sie von der Marktstraße, der heutigen Kaiser-Joseph-Straße,

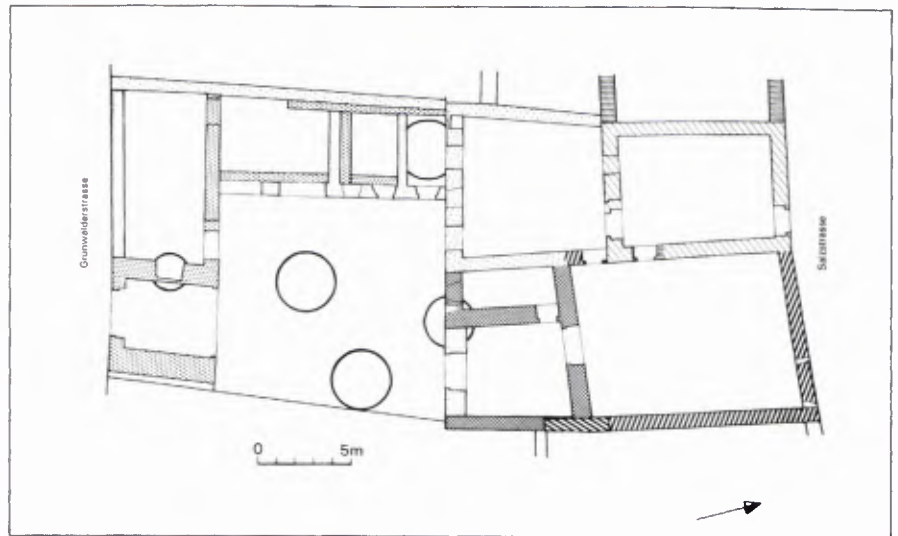
zum Schwabentor. Hier wohnten überwiegend Patrizier und Adelige, wie schon frühe Urkunden aus dem 13. Jahrhundert belegen.

Zwischen der Salz- und der Grünwälderstraße, einer parallel im Süden verlaufenden Gasse, liegt der aus drei steinernen Gebäuden bestehende Hauskomplex „zum Roten Basler Stab“. Benannt ist das Haus nach dem Wappen des hier 1535–91 residierenden Basler Domkapitels, dem roten Bischofsstab.

Das dreigeschossige Hauptgebäude steht mit der Traufe zur Salzstraße. Es nimmt etwa die Hälfte des gesamten, 16–18 m breiten und 37 m langen Grundstücks ein (Abb. 2). Durch eine innere Massivwand ist das Vorderhaus in eine westliche und eine östliche Haushälfte geteilt. Ein Knick in der Straßenfassade läßt diese Unterteilung schon von außen ahnen. Beide Hausteile sind bis zu 5 bzw. 7 m tief unterkellert und von einem einheitlichen, dreigeschossigen Sparrendach

■ 2 Grundriß des Kellers bzw. des Erdgeschosses der Hofbauten.

-  Kernbau 1127d
-  Kernbau Salzstr. 1B 1140d
-  Anbau 2. Drittel 12. Jh.
-  Ost-Keller 2. Drittel 12. Jh. und 1156/58d (?)
-  Kellerabtiefung 1183d
-  Rückgebäude 1. Drittel 13. Jh.
-  Ost-Keller 1302d
-  Hofgebäude 16. Jh.
-  barocke Umbauten (1767)



überspannt. An dem sich anschließenden Hof (Abb. 3) lagen im Osten ein zweigeschossiger, hölzerner Laubengang und gegenüber ein schmales, 2 1/2 stöckiges Zwischengebäude. Ein Hinterhaus mit tonnengewölbter Durchfahrt zur Grünwälderstraße schließt den Hof im Süden ab.

Die Untersuchung des Hauskomplexes

Mittelalterliche Bausubstanz wurde im Rahmen einer kleinen Sondage schon 1985 freigelegt, doch erst die Sanierung 1991–94 machte eine intensivere Erforschung des Hauskomplexes notwendig: nun wurden

Grabungen im Bereich der geplanten Kellerabtiefungen vorgenommen. Gleichzeitig wurden die Wände, Böden und Decken der bestehenden Bauten untersucht, um schützenswerte Hausbereiche ausweisen zu können. Die gut erhaltenen Befunde – gerade aus der Frühzeit Freiburgs – veranlaßten uns schließlich, alle für die Baugeschichte des Anwesens wichtigen und teilweise erst während der Sanierung freigelegten Befunde zu dokumentieren.

Die archäologische und bauhistorische Forschung war personell und methodisch eng miteinander verknüpft. Um so besser ergänzen sich ihre Ergebnisse: So sind die frühen



■ 3 Der Innenhof während der Grabung: Links das Vorderhaus, rechts das Hinterhaus mit tonnengewölbter Einfahrt.

Holzgebäude durch die ergrabenen Kellergruben faßbar (Abb. 4), während die frühen steinernen Bauten an der Salzstraße durch die Bauuntersuchung nachgewiesen werden konnten. Dabei wurden auch 114 Hölzer dendrochronologisch untersucht. Sie datieren einen Großteil der Baumaßnahmen jahrgenau – und sind im folgenden mit (d) gekennzeichnet. Ziel der Untersuchung, die um die Auswertung der Schriftquellen ergänzt wurde, ist eine möglichst vollständige Rekonstruktion der neun Jahrhunderte umfassenden Geschichte dieses Freiburger Hauses und seiner Bewohner.

So alt wie die Stadt Freiburg: Straßen, Holzhäuser und ein erstes Steinhaus

Freiburg wurde vermutlich schon Ende des 11. Jahrhunderts als silberverarbeitende Gewerbesiedlung von dem Zähringer Berthold II. gegründet. 1120 erhielt es das Marktrecht und wurde in den folgenden Jahrzehnten mit einer Stadtmauer umgeben. Wesentlicher Bestandteil dieser städtischen Gründungsphase dürften die planmäßige Anlage des heute noch vorhandenen Straßennetzes und die Festlegung der Grundstücksgröße gewesen sein, die in dem 1152 überarbeiteten Marktrechtsprivileg mit 50 x 100 Fuß (16 x 32 m) angegeben wird. Auch auf dem Grundstück Salzstr. 20 galt die früheste nachweisbare Bautätigkeit dem Straßenbau: Der nördliche Rand der damals breiteren

Grünwälderstraße konnte unter dem Hinterhaus ergraben werden. Die ehemalige Straßenoberfläche lag 2,20 m tiefer als die heutige. Ähnlich verhielt es sich auch an der Salzstraße, deren gewundener Verlauf vielleicht auf ein vorstädtisches Alter hinweist. Die unregelmäßige Straßenführung hatte zur Folge, daß das Grundstück Salzstr. 20 etwas größer ist als das festgelegte Maß.

Anfang des 12. Jahrhunderts wurden die ersten Häuser auf der Parzelle errichtet (Abb. 5): Parallel zur Grünwälderstraße entstand ein Holzgebäude mit Feuerstelle, das durch eine Fachwerk-Innenwand in zwei Räume geteilt war. Es war der erste einer ganzen Reihe von Vorgängerbauten des heutigen Hinterhauses.

Mitten im Grundstück und schräg zu den Grundstücksgrenzen befand sich ein kleines Pfostenhaus, von dem fünf Pfostenlöcher und der Rest des Lehm-bodens erhalten waren. Westlich dieses Hauses lagen zwei Holzbauten mit rechteckigen, holzausgesteiften Kellergruben, die über 2,30 m in den anstehenden Kies abgetieft worden waren.

Zwei weitere Kellergruben konnten im Nordosten der Parzelle freigelegt werden. Der nördliche Keller war rechteckig und etwa 4 m tief. Das über ihm errichtete Holzhaus stand mit der Schmalseite an der Salzstraße. Die südliche Kellergrube war L-förmig gestaltet, da sie den Bereich eines Latri-

nenschachtes aussparte. Latrinen dieser Art konnten vielfach im mittelalterlichen Freiburg nachgewiesen werden. Diese kreisrunden Entsorgungsanlagen waren aus Bruchsteinen ohne Mörtel aufgemauert und wurden von einem falschen Gewölbe überdeckt, in dessen Mitte sich das Abwurfloch befand. Sie erreichten eine Tiefe von bis zu 7 m.

Außer diesen Holzgebäuden wurde auch ein zweistöckiges Steingebäude in der nordwestlichen Ecke des Grundstücks erbaut. In seiner Ostmauer fand sich ein in das Jahr 1127 (d) datierter Mauerbalken. Das bis zu 9 m hohe Gebäude wurde über einem trapezoiden Grundriß von 7,30/7,70 x 10,20 m errichtet und besaß ein zur Straße geneigtes Pultdach.

Für die Straßenfassade und den unteren Teil der östlichen Außenwand wurden Kleinquader verwandt (Abb. 9). Ansonsten bestanden die 80 cm dicken Wände aus großen Kieseln, sogenannten Wacken, deren Steinköpfe aus einem dicken Fugenverstrich herausragten (Pietra-Rasa-Technik). Waagerechte Ritzungen in den noch feuchten Putz betonten die Steinschichten (Abb. 10) und erinnern entfernt an die Lagerfugen eines Quadermauerwerks. Die vier Ecken wurden durch sorgfältig bearbeitete, große Sandsteinquader gebildet, deren unterste Quader jeweils 10 cm vorsprangen (Abb. 9).

Das Erdgeschoß des Hauses konnte



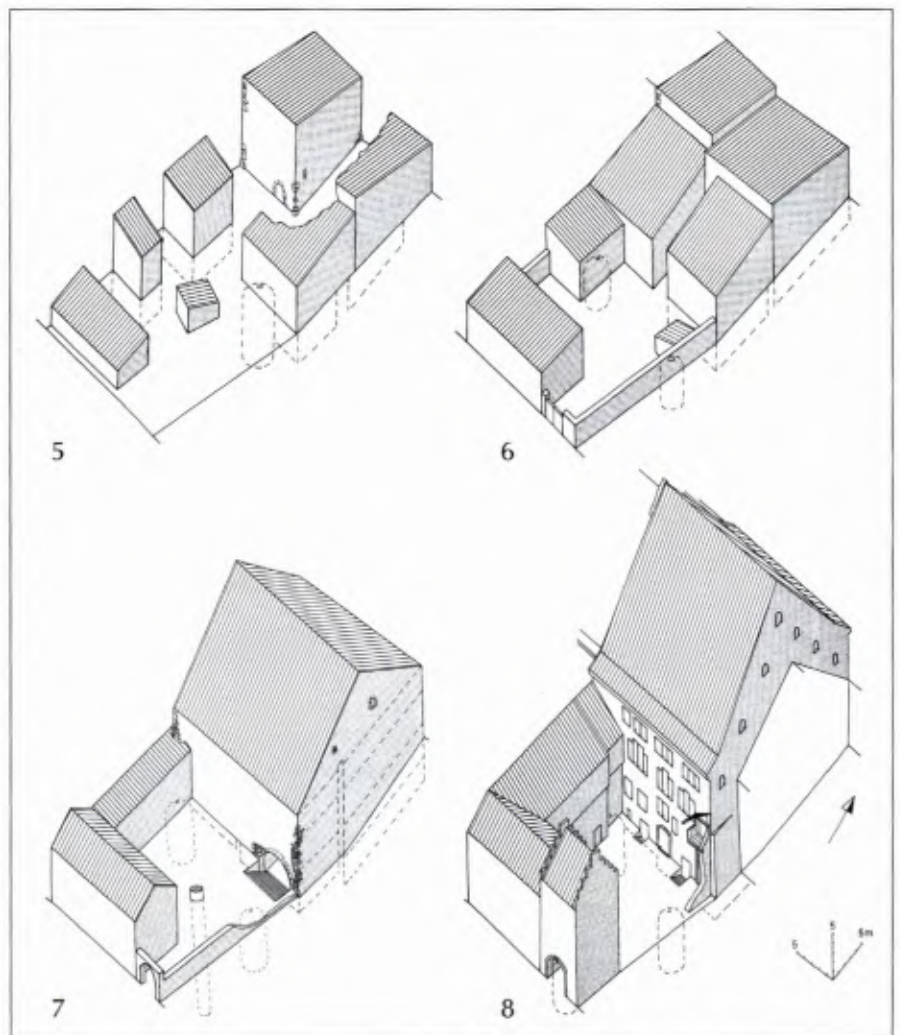
■ 4 Archäologische Grabung und Bauforschung im Keller: Sichtbar ist die ergrabene Ecke einer Kellergrube, in deren Flucht die in der Wand erkennbare Baunaht liegt.

durch zwei Türen von der Straße und vom Hof aus betreten werden. Die Schwellen der von großen, glatt behauenen Sandsteinquadern eingefassten Türen lagen 2,00 m unter dem heutigen Straßenniveau und belegten damit die ehemalige Straßen- und Hofhöhe. Der ungeteilte, 50 m² große Innenraum war nicht unterkellert, aber sein Fußboden lag 40 cm tiefer als das Außenniveau. Etwas Licht und Luft erhielt der Raum durch ein schlitzförmiges Fenster in der Ostwand. Weitere, hochsitzende Fenster könnten in den Wänden im Norden und Süden vorhanden gewesen sein. Über dem mindestens 3,70 m hohen Erdgeschoß lag das etwa 2,5 m hohe Obergeschoß, dessen Wände ebenfalls Ritzputz aufwiesen.

An dieses steinerne Haus, den Kernbau der weiteren Bautwicklung, wurde von Westen ein sehr ähnlicher Baukörper angebaut. Dieser Bau wurde zum Ausgangspunkt für die Entwicklung auf dem Nachbargrundstück Salzstr. 18 und ist im Keller des Hauses noch hervorragend erhalten. Ein Sturzholz dieses Hauses wurde in den Winter 1139/40 (d) datiert. Hof-

seitig wurde der Kernbau durch ein 5,4 m hohes Holzgebäude erweitert. Nachweisbar ist dieser Bau nur noch durch Putzkanten auf der Südwand des Kernbaus. Hier zog der Putz auf die Rückwand eines Holzgebäudes, das an den Kernbau angelehnt war. Südlich des Anbaus lag eine weitere Latrine, die bis zum Bau der Freiburger Kanalisation 1890 benutzt wurde.

Wer waren die Erbauer dieser ersten Häuser? In den Schriftquellen des 12. und 13. Jahrhunderts werden sie nicht genannt, aber allein die Lage des Grundstücks an einer wichtigen Hauptstraße spricht für eine bedeutendere Stellung des Besitzers. Dieser konnte es sich schon in der Frühphase der Stadt leisten, neben sechs hölzernen Gebäuden ein Steinhaus zu errichten. Gehobenen Lebensstandard machen auch einige ergrabene Fundstücke deutlich, wie Fragmente von Importkeramik, zwei zähringische Silbermünzen und ein seltenes, mit Ranken bemaltes Glasplättchen. Die Quelle des Wohlstands kann vielleicht in der Silberproduktion und -verarbeitung gesehen werden, auf die einige im Hofbereich gefundene



■ 5 Isometrie des Zustandes zu Anfang des 12. Jahrhunderts.

■ 6 Isometrie des Zustandes in der Mitte des 12. Jahrhunderts.

■ 7 Isometrie des Zustandes 1302.

■ 8 Isometrie des Zustandes 1559.



■ 9 Die südöstliche Quaderecke des Kernbaues (1127d) mit zugehörigem Kleinquadermauerwerk. Links ist die gegen die Ecke gesetzte Tür (1158d) zu erkennen und rechts oben die in die Mauer eingebrochene Tür (1183d).

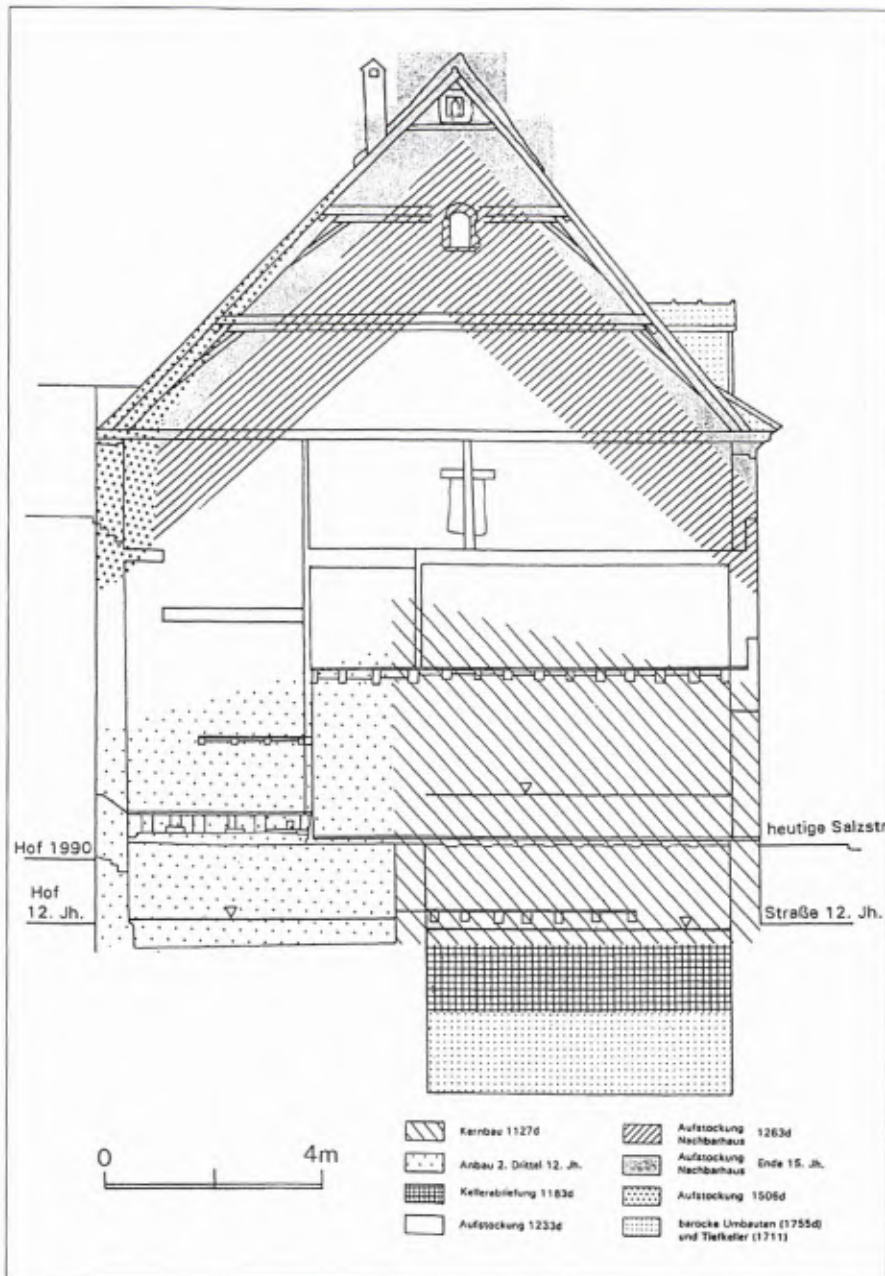
■ 10 Westwand des Kernbaues (1127d) mit Pietra-Rasa-Putz.



Tiegelfragmente hinweisen. Hier ist interessant, daß die erste namentlich bekannte Besitzerin des Anwesens, die 1394 genannte Clarann von Keppenbach, aus einer mit Bergbaurechten belehnten Ministerialenfamilie stammte. Vielleicht war diese Familie, die seit dem 12. Jahrhundert in Freiburg nachweisbar ist und dem Patriat angehörte, von Anfang an im Besitz des Anwesens.

Der Versteinerungsprozeß im 12. Jahrhundert: sukzessiver Ersatz der Holzgebäude

Das an den Kernbau angebaute Holzhaus wurde schon bald durch einen steinernen Bau ersetzt, dessen Westwand sich in der Giebelwand des heutigen Vorderhauses erhalten hat (Abb. 11). Das zweigeschossige, ca. 5 m hohe Gebäude lehnte sich eben-



■ 11 Westgiebel des Vorderhauses.

falls an den Kernbau an. Seine 75 cm dicken Mauern bestehen aus Kleinquadern und im Giebelbereich aus Wacken mit Pietra-Rasa-Putz. Die um 18° zum Hof geneigte Dachschräge hat sich ebenso erhalten wie eine Wandnische im ehemaligen 1. Obergeschoß. Die Südwand dieses Anbaues wurde über der Kloake errichtet und weist in der Südwest-Ecke einen kleinen Durchschluß auf.

Auch im Nordosten des Grundstücks wurden die Holzbauten durch steinerne Gebäude ersetzt (Abb. 6): zunächst wurde das hofseitige Holzgebäude abgerissen und in Stein erneuert. Dieses Haus hatte ebenfalls einen Keller, der nach Norden abfiel und bis zu 2,20 m tief war. Lag hier vielleicht ein rampenartiger Zugang zum straßenseitigen Holzkeller? Von dem

Steinbau hat sich nur noch ein kleiner Teil der östlichen Kellerwand erhalten, der mit Pietra-Rasa-Putz bedeckt ist. Zugehörig zu diesem Baukörper war eine neu errichtete Latrine im Hof, die südlich der nun aufgegebenen, älteren Ostkloake lag (Abb. 2). Das straßenseitige Holzhaus mit steinerne Anbau erinnert an die in Norddeutschland häufigen Fachwerkhäuser mit rückwärtigen, Kernen genannten Steinbauten.

Etwas später wurde auch das straßenseitige Holzgebäude durch ein größeres, steinernes Haus ersetzt. Die aus Wacken bestehende Ostwand dieses Baukörpers hat sich von der Fundamentunterkante (Abb. 4) bis zur Giebelschräge erhalten, außerdem konnte ein Teil der Straßenseite freigelegt werden. Das Haus hatte einen 2,70 m tiefen Keller, für dessen Anlage der obere Teil des älteren Holzkellers genutzt wurde. Belichtet wurde der Raum durch mindestens einen schrägen Fensterschacht zur Straße, der zwischen den Nord-Süd verlegten Deckenbalken lag. Die Straßenseite wies einen abgeschrägten Sandsteinsockel und einen Außenputz mit Quaderritzung auf, der bis 2 m unter das heutige Straßenniveau zog. Demnach hatte die Salzstraße noch das gleiche Niveau wie bei der Errichtung des westlichen Kernbaues. 50 cm höher lag der Boden des 2,50 m hohen Erdgeschosses. Über dem 2,10 m hohen Obergeschoß konnte das um 19° zur Salzstraße geneigte Pfettendach nachgewiesen werden. Vom Erdgeschoß führte eine nachträglich eingebrochene, rundbogige Tür in den südwestlichen Bauteil (Abb. 9). Die Türnische wurde von einem Eichensturz überspannt, der 1156/58± 10 (d) datiert.

Mit der Errichtung einer Grundstücksmauer war die „Versteinerungsphase“ auf dem Grundstück vorläufig abgeschlossen: Die Nordhälfte der Parzelle wurde von einem Konglomerat steinerner Gebäude eingenommen, während im Hof die Kloaken und zwei größere Holzgebäude lagen.

Noch eine weitere Baumaßnahme kann in das 12. Jahrhundert datiert werden: der Einbau eines vier Meter tiefen Kellers unter dem Kernbau. Zugleich wurde der Boden des Erdgeschosses um 1,5 m angehoben und die Schwellen in der straßen- und hofseitigen Tür des Kernbaues erhöht. Die südliche Schwelle konnte in das Jahr 1183 (d) datiert werden. Außerdem wurde eine rundbogige Tür in die Ostwand eingebrochen (Abb. 9). Die Anhebung des Fußbodens wurde notwendig wegen der Aufschüttung der Salzstraße, die wohl im Zu-

sammenhang steht mit der Anlage des Freiburger Bächlesystems. Denn die Bächle setzen ein gleichmäßiges Straßengefälle voraus.

Ein einheitliches Vorderhaus entsteht: die Umbauten von 1233 und 1302

Im Jahre 1233 wurden die beiden westlichen Steinbauten zu einem einheitlichen, traufenständigen Gebäude mit Satteldach zusammengefaßt. Von diesem Bau haben sich eine Balkenlage im Keller, mehrere bemalte Deckenbalken in Zweitverwendung und v. a. der Westgiebel erhalten (Abb. 11). Die um 40° geneigten Giebelschrägen wiesen noch Einbuchtungen für die Dachpfetten und jeweils drei datierbare Dachlatten (Winter 1232/33d) auf. Im Giebfeld saß ein großes, rundbogiges Fenster, das nur schlecht vom Dachboden aus erreichbar war. Es dürfte vor allem der repräsentativen Darstellung nach außen gedient haben.

Ein ähnliches Fenster wies auch der 30 Jahre später aufgestockte Giebel des westlichen Nachbarhauses auf. Es ist in der gemeinsam genutzten Giebelwand noch zu erkennen (Abb. 11). Die östlichen Steinbauten wurden

1302 (d) umgebaut und mit dem Westbau zu einem zweigeschossigen Vorderhaus zusammengefaßt (Abb. 7). Ein tonnengewölbter Kellerraum öffnete sich in ganzer Breite mit einem Bossenquaderbogen zum Hof (Abb. 12). Hier lag eine Treppentrampe, die in den 1,5 m eingetieften Keller hinabführte. Aus diesem Raum führte eine rundbogige Tür seitlich in ein schmales, nur von innen verschließbares Treppenhaus. Durch eine weitere, große Rundbogentür betrat man einen zweigeschossigen, straßenseitigen Keller. Die massiven Wände setzten sich bis in das Obergeschoß fort, so daß das Erd- und Obergeschoß eine ähnliche Raumaufteilung wie der Keller aufwies: über dem straßenseitigen Keller befand sich ein großer Saal mit spitzbogigen Türen, deren Schwellen 1,5 m über dem Straßenniveau lagen. Ein rundbogiges und ein schlitzförmiges Fenster fanden sich im Giebel-dreieck.

Für die folgenden zwei Jahrhunderte konnte nur ein einziger Umbau dokumentiert werden, nämlich der 1368 (d) erfolgte Einbau zweier Mauerbalken in einem hofseitigen Erdgeschoßraum. Sie dienen zur Befestigung einer Holzvertäfelung und belegen damit eine wohnliche Stube.

Nach langer Pause: die Aufstockung des Vorderhauses 1506

Erst am Ende des 15. Jahrhunderts wurden wieder Umbaumaßnahmen vorgenommen. Zunächst stockte der westliche Nachbar die Giebel seines Hauses repräsentativ auf (Abb. 11). Die Giebelspitze wurde in Form einer oder mehrerer Stufen gestaltet und mit einer schlitzförmigen, von bemaltem Putz umgebenen Lichtöffnung versehen.

Hans Wähelin, Besitzer der Salzstraße 20, zog 1506 mit seinem Nachbar gleich. Er ließ das Vorderhaus um eine Etage aufstocken und ein dreigeschossiges Sparrendach mit Kehlbalken und liegendem Stuhl errichten (Abb. 8). Diese Aufstockung verdeckte im Westen die Schmuckelemente des nachbarlichen Giebels. In den Ostgiebel konnten neun Fenster eingebaut werden, da der östliche Nachbar sein Haus noch nicht vergrößert hatte. Zugleich wurde die Straßen- und Hoffassade des Hauses bis in den Keller hinein erneuert und mit großen Staffel- und Kreuzstockfenstern versehen. Türen in der Hoffassade führten in das westliche Zwischengebäude und zu einem Laubengang.



■ 12 Bossenquaderbogen in der Hoffassade des Vorderhaus. Er öffnet den gewölbten Kellerraum zum Hof.

Im Inneren des Vorderhauses erneuerte Wähelin einen Großteil der Balkenlagen (1506 d), wobei teilweise ältere, bemalte Balken wiederverwendet wurden. Zwischen den Balken wurden Bretter schräg eingenutet, auf denen zur Dämmung Bauschutt und Mörtel lag. Anschließend wurden breite Bodenbretter auf die Balken aufgelegt. Die Deckenbalken waren im Erdgeschoß hinter einer abgehängten Decke verborgen, während sie im 2. Obergeschoß offen lagen und weiß gekalkt waren.

Anstelle des durchlaufenden, älteren Treppenhauses wurde eine Treppe eingebaut, die vom Erdgeschoß zum Hof hinabführte. Der große Saal mit den spitzbogigen, nun rot gestrichenen Türen wurde weiter genutzt. Auch im 1. Obergeschoß blieben die älteren, umgebauten Türen in Gebrauch. Die Wände waren von Maleereien bedeckt, von denen sich noch florale Motive und Schriftbänder fanden.

Exilresidenz des Basler Domstiftes: der repräsentative Umbau von 1559

Das 1529 vor der Reformation nach Freiburg geflohene Basler Domkapitel erwarb das Anwesen 1535 von Jörg Wähelin, dem Neffen und Erben Hans Wähelins. Die Domherren nutzten das Haus bis 1591 als Exilresidenz und bauten es 1559 repräsentativ um.

Im Erdgeschoß-Saal wurden geometrische Wandmalereien angebracht und das Dach durch einen stehenden Dachstuhl (1555/57 d) verstärkt. Zu vermuten sind aber weitere Umbauten, so z. B. ein aufwendig gestaltetes Straßenportal, wie es sich noch heute am westlichen Nachbarhaus Salzstraße 18 findet (Abb. 1).

Das Rückgebäude wurde völlig neu und nun gänzlich in Stein errichtet (Abb. 8). Das dreistöckige Gebäude mit eigener Latrine war wohl etwas niedriger als das heutige Hintergebäude. Östlich dieses Baukörpers lag eine tonnengewölbte Einfahrt, deren 1 m starke Wände einen turmartigen Aufbau erwarten lassen. In den Segmentbogen des Torgewändes wurde die Jahreszahl 1559 eingemeißelt. Oberhalb der Durchfahrt lag ein quadratischer Raum mit Tonplattenboden (Abb. 13). Die Platten zogen ehemals auch in eine hofseitige Fenster niche hinein. Der steinerne Boden und

die dicken Mauern deuten auf eine Hauskapelle hin, die vielleicht eine Gewölbedecke besaß.

Die Hoffassade des dreistöckigen Zwischenbaus bestand aus Fachwerk, das im 2. Obergeschoß vorkragte. Zwischenbau und Vordergebäude waren durch einen schmalen Laubengang verbunden, in dem ein Abort lag.

Das 17. Jahrhundert: Domherrenkurie und Klosterhof

Am 29. 7. 1600 erwarb der Basler Domherr Johann Martin Münch von Rosenberg das „haus, hoff und gesäs mit seiner zugehörde sambt der bestallung hinden daran“ für 2000 Gulden, nachdem das Basler Domkapitel 1591 in den sehr viel geräumigeren „Basler Hof“ (Kaiser-Joseph-Straße 167) umgezogen war. Von Rosenberg ließ die Straßenfassade erneuern, indem die großen Fensteröffnungen verkleinert und die heutigen Fenster eingebaut wurden. Ansonsten haben sich von dem Rosenbergschen Umbau nur Fragmente erhalten, so z. B. Wandmalereien im Erd- und 1. Obergeschoß und zwei Deckenbretter mit Blumenbildern. Gleichzeitig wurden die Obergeschosse mit Fachwerkwänden (1604 d) unterteilt. Es entstanden große, untereinander durch breite Türen verbundene Räume, die zur Straße und zum Hof lagen. Zwischen ihnen lag im Osten ein fensterloser Gang, der wohl zur Beheizung der Zimmeröfen genutzt wurde.

Die Erbin Sybilla Münchin von Rosenberg tauschte 1650 das Haus „zuom roten Basler Stab gennant“ gegen das Haus „zum Schiff“ (Eisenbahnstr. 25). Der neue Besitzer, das Kloster St. Blasien im Schwarzwald, nutzte das Haus und die zugehörigen Stallungen als städtischen Klosterhof.

Schon 38 Jahre später verkaufte das Kloster den Besitz für 2000 Gulden an den Bürgermeister Jakob Fattet. Von dessen Erben ging es 1710 an den Stadtschreiber Adam Melchior Mayer über. Er ließ 1711 (d) den nordwestlichen Keller auf 7 m abtiefen (Abb. 11) und das geräumige Treppenhaus im Südwesten des Vorderhauses einbauen. Barocke Wandmalereien im 1. Obergeschoß zeugen von weiteren Umgestaltungen dieser Zeit.

Damals entstand auch die erste, realistischere Abbildung des Hauses. Sie findet sich in einer vermutlich von J.G. Fischer um 1715 gezeichneten Stadtansicht und zeigt ein dreistöckiges Vorderhaus an der Salzstraße (Abb. 14). Über einem hohen Keller mit zwei Fenstern liegt das Erdgeschoß, das über eine mehrstufige Außentreppe betreten werden konnte. Die Fassade ist ähnlich dargestellt wie die des westlichen Nachbarhauses. Die rückwärtigen Hofbauten sind nur schematisch wiedergegeben.

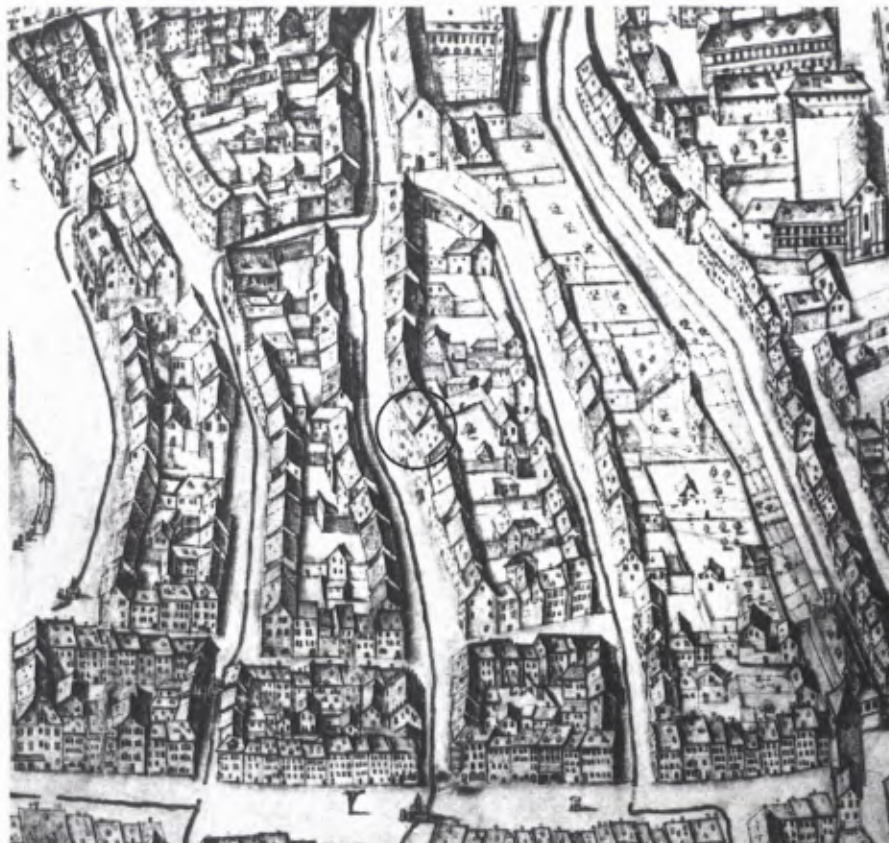
Die Stadtresidenz der Freiherren von Bollschiweil: das 18. Jahrhundert

Nach dem Tod des Stadtschreibers Mayer erwarb 1749 Freiherr Anton Schnewlin gen. Bernlapp von und zu Bollschiweil die „behausung sampt hinterhaus, Stallung und gesäß“ für 5000 Gulden. Zwei Jahre später ließ er das Dach des Vorderhauses reparieren. Es war vielleicht bei der den Süden Freiburgs verheerenden französischen Belagerung von 1744 beschädigt worden. Die neuen Gauben im 1. Stock des Daches deuten auf eine Wohnnutzung dieser Etage hin, eventuell waren hier einige Bedienstetenkammern untergebracht.

1755 (d) folgte dann der Innenumbau: Die Räume wurden durch Fachwerkwände verkleinert und die Fuß-

■ 13 Grabung im 1. Obergeschoß: Der Abdruck des Plattenbodens von 1559 oberhalb der Durchfahrt.





■ 14 Detail aus der von J.G. Fischer (?) um 1715 gezeichneten Stadtansicht: Das vorspringende Gebäude auf der rechten Straßenseite dürfte das Haus „zum Roten Basler Stab“ sein.

Mietshaus und Investitionsobjekt: das 19. und 20. Jahrhundert

Nach dem Aussterben der Familie Bollschweil-Schnewlin ging das Anwesen an den Baron von Wittenbach über, dessen Witwe es 1832 an den Weinhändler Conrad Grünfelder verkaufte. Dieser ließ es im Zeitgeschmack umgestalten, wie florale Stukkaturen und biedermeierliche Deckenmalereien im 1. und 2. Obergeschoß des Vorderhauses bezeugen.

Mitte des 19. Jahrhunderts, nach dem Auszug der Witwe Grünfelder, wurden etagenweise in Vorder- und Hinterhaus Wohnungen eingebaut und an mindestens vier Parteien vermietet. Das 1. Obergeschoß wurde zur bevorzugten Wohnung adeliger Fräulein, während die Adreßbücher für das Hinterhaus Witwen, Wäscherinnen und Näherinnen nennen. 1890 wurden die drei noch genutzten Kloaken aufgegeben und das Haus an die öffentliche Kanalisation angeschlossen. Die aus diesem Anlaß gefertigten Pläne zeigen, daß lediglich schmale Wände die barocken Räume unterteilen.

Erst der Möbelhändler und „Liegenschaftsagent“ Friedrich Wagner, der das Grundstück 1902 von der Familie Grünfelder-Zimmermann erwarb, baute massiv um: Das auf Straßenniveau abgesenkte Erdgeschoß wurde als Ladenfläche ausgebaut, während in das 1. Dachgeschoß des Vorderhauses und in den Zwischenbau Wohnungen eingebaut wurden.

Im 2. Weltkrieg erlitt das Haus keinen Schaden, dennoch hinterließ der Krieg seine Spuren, so wurden Luftschutzgänge im Keller eingebrochen, und das Dachwerk gegen die Brandgefahr gekalkt.

1985 begann die bisher letzte Phase in der Geschichte des Hauses „zum Roten Basler Stab“. Der hölzerne Laubengang stand der Sanierung des Nachbarhauses Salzstr. 22 im Weg und wurde samt seiner steinernen Rückwand abgetragen. 1991 bis 1995 ließ dann ein neuer Besitzer den gesamten Hauskomplex umbauen: Hof und Hofbauten wurden zweigeschossig unterkellert, der barocke Zwischenbau durch einen breiteren

böden begradigt, indem neue Bodenbalken auf die bis zu 20 cm durchhängenden Balkenlagen des 16. Jahrhunderts aufgelegt wurden. Zwischen den aufgedoppelten Balken im 2. Obergeschoß fanden sich als Füllmaterial Korrespondenz der Familie von Bollschweil aus der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Ausgestattet wurden die Zimmer im 1. Obergeschoß mit Parkettböden, Holzvertäfelungen, Wandbespannungen und Deckenstukkaturen. Dieses Stockwerk dürfte als „bel etage“ dem repräsentativen Wohnen gedient haben, während das einfacher gestaltete 2. Obergeschoß die eigentlichen Wohnräume umfaßte.

Schließlich wurden 1767 (d) die Hofgebäude grundlegend umgebaut (Abb. 2): Die Fachwerkwand des Zwischenbaues wurde durch eine Steinfassade ersetzt. Da diese weiter im Hof lag, wurden die Fenster des Vorderhauses zum Teil zugesetzt. Im Norden des Baukörpers befand sich ein kleines Treppenhaus, das ein niedriges Geschoß zwischen Erd- und Obergeschoß sowie den südwestlichen Keller des Vorderhauses erschloß. Südlich folgte die Küche mit Kreuzgratgewölbe und oberhalb liegender Räucherammer. Daneben lag die Remise mit zwei breiten Torbögen und Gesindezimmern darüber. Die drei Zimmer des Obergeschosses lagen an einem langen, an

der Rückwand des Gebäudes entlanglaufenden Korridor und sind ähnlich wie die Räume des 2. Stocks im Vorderhaus gestaltet. Sie dienten wohl zu Wohn- oder Geschäftszwecken.

Der Umbau des Rückgebäudes nutzt größtenteils die ältere Bausubstanz. Allerdings wurde der vermutete Torturm von 1559 bis auf die tonnengewölbte Durchfahrt abgerissen und dadurch ein durchlaufendes Obergeschoß geschaffen. Zu ebener Erde befand sich neben der Hofzufahrt eine Stallung und im darüber liegenden niedrigen Zwischengeschoß dürften sich Gesinde- und Lagerräume befunden haben. Die drei Zimmer des Obergeschosses konnten durch den Korridor im Zwischenbau betreten werden und waren ähnlich ausgestattet wie die drei, an diesem Gang liegenden Zimmer.

Ende des 18. Jahrhunderts wurde ein Teil der Innenausstattung des Vorderhauses in zurückhaltender Weise modernisiert: das barocke Treppengeländer wurde durch ein streng geometrisches Stabgeländer sowie Treppenpfosten mit Louis-Seize-Girlanden ersetzt. Im 1. Stock wurden teilweise die Wandvertäfelungen, die Türblätter und -verkleidungen ausgewechselt. Ein heute funktionsloser, senkrechter Balken von 1786 (d) könnte diesen Umbau datieren.

Flügelbau ersetzt und das Rückgebäude hofseitig erweitert. Leider genügten auch die alten Dachwerke nicht mehr der modernen Nutzung, so daß auch sie erneuert wurden. Erhalten blieb dagegen die Grundstruktur der Parzellenbebauung und die barocke Gestalt des Vorder- und Hinterhauses.

Das Haus „zum Roten Basler Stab“ – eine Stadtchronik in Stein

Die Bautätigkeit auf dem Grundstück Salzstr. 20 begann in der Frühphase Freiburgs, das Ende des 11. Jahrhunderts im Zuge des zähringischen Herrschaftsausbaues gegründet wurde. Herrschaftliche Planung wird greifbar durch den auf dem Grundstück festgestellten Straßenbau und die Parzellierung des Geländes, die der ersten Bebauung vorangeht. Neben teilweise unterkellerten Holzbauten wird 1127 ein zweigeschossiges Steingebäude errichtet. Ähnliche Gebäude des 12. Jahrhunderts konnten im Südosten Freiburgs durch Grabungen und Kelleruntersuchungen mehrfach nachgewiesen werden. Es scheint das typische, repräsentative Haus des 12. Jahrhunderts in Freiburg gewesen zu sein. Diese Bauten zeugen von einem prosperierenden Gemeinwesen schon in den ersten Jahrzehnten seiner Existenz.

An das zunächst freistehende Steingebäude lehnten sich weitere Bauten an, die um die Mitte des 12. Jahrhunderts zu einem Gebäude-Konglomerat zusammengewachsen waren. In der immer dichter bebauten Salzstraße wurden wahrscheinlich Ende des 12. Jahrhunderts die „Bächle“ verlegt, die Brauchwasser für die Haushalte lieferten. Straßenaufschüttungen und die 1183 erfolgte Anhebung der Erdgeschoß-Fußböden in der Salzstraße 20 sind Indizien für diese Maßnahme, die zur gleichen Zeit auch im noch nicht bebauten Nordwesten der Freiburger Altstadt vorgenommen wurde.

1233 und 1302 wurden die älteren Bauten zu einem traufenständigen Vorderhaus zusammengefaßt, das die gesamte Grundstücksbreite einnahm. Auch die Nachbarn vergrößerten 1253 und 1267 ihre Häuser, so daß um 1300 von einer geschlossenen Häuserfront an der Salzstraße ausgegangen werden kann. Auffallend ist dabei

der uniforme Charakter der Neubauten, deren drei Geschosse in jeweils drei, unterschiedlich große Räume unterteilt waren. Sie werden als straßenseitiger Saal, hofseitige Stube und Treppenhaus gedeutet. Das typische Untergeschoß dieser Bauten – ein Eingangsgewölbe zum Hof, ein seitliches Treppenhaus und ein großer, zweigeschossiger Keller – ist noch heute in Freiburg zahlreich vorhanden. In dieser Zeit bildete sich auch die übliche Freiburger Grundstücksaufteilung mit Vorder- und Hinterhaus, Hof und seitlichem Flügelbau heraus.

Nach dem Umbau von 1302 lassen sich zwei Jahrhunderte lang keine eingreifenden Baumaßnahmen mehr feststellen, lediglich in einem hofseitigen Erdgeschoß-Raum wurde eine Vertäfelung eingebaut. Dies geschah im Jahr 1368, dem Jahr, in dem Freiburg an Österreich übergang. Die geringe Bautätigkeit entspricht einem in Freiburg allenthalben feststellbaren wirtschaftlichen Niedergang im späten 14. und frühen 15. Jahrhundert. So wurde der Münsterbau eingestellt und selbst an der wichtigsten Straße Freiburgs, der Marktstraße, lagen öde und verfallene Häuser.

Die Einrichtung der Universität 1457, die Fortsetzung des Münsterbaues ab 1471 und ein nach Freiburg einberufener Reichstag 1498 markieren einen wirtschaftlichen Aufschwung, dessen Auswirkungen auch auf dem Anwesen Salzstr. 20 faßbar werden: Das Vorderhaus wird 1506 um eine Etage aufgestockt und erreicht damit seine heutigen Dimensionen. In dieser Zeit werden neben vielen anderen Bauten auch das Haus „zum Walfisch“, Franziskanerstraße 3 (1516), und das Kaufhaus (1522–32) in spätgotischen Formen um- und neugebaut.

Die sich in Freiburg nicht durchsetzende Reformation hat indirekt ihre Spuren im Haus „zum Roten Basler Stab“ hinterlassen, denn von 1535 bis 1591 diente das Anwesen als Exilresidenz des vor dem Bildersturm 1529 geflohenen Basler Domkapitels.

Nach dem Umzug des Kapitels in den Basler Hof wurde das Haus 1604 zur Domherrenkurie umgebaut. Für das 17. Jahrhundert ließen sich keine weiteren Umbauten feststellen, was in Anbetracht der unruhigen Zeiten auch nicht verwundert: Im 30jährigen

Krieg wurden große Teile der Stadt verwüstet und schon 1677 mußte die 1651 nach Freiburg verlegte vorderösterreichische Regierung wieder französischen Truppen weichen, die einen modernen Festungsgürtel um die stark verkleinerte Stadt zogen. Reibereien mit der Besatzungsmacht mögen das Schwarzwaldkloster St. Blasien, 1650–88 Besitzer des Anwesens, zur Aufgabe seines Stadthofes veranlaßt haben. Erst nachdem Freiburg 1697 erneut an Österreich gefallen war, kaufte das Kloster das Nachbarhaus „zum Herzog“ (Salzstr. 18) und baute es zum Klosterhof um.

Im Haus „zum roten Basler Stab“ wurden 1711 wieder Umbaumaßnahmen vorgenommen, darunter der Einbau eines geräumigen Treppenhauses in der Südwestecke des Vorderhauses und die Abtiefung des Kellers. Drei Jahre später wurde Freiburg wieder von den Franzosen erobert, ebenso 1744. Der Angriff von 1744 scheint auch das Dach des Vorderhauses in Mitleidenschaft gezogen zu haben. Jedenfalls ließ der neue Besitzer Baron von Bollschweil 1751 zunächst das Dach richten, bevor er weitere, umfangreiche Um- und Neubauten vornehmen ließ. Viele der älteren Freiburger Häuser erhielten in dieser Zeit ihr heutiges Aussehen. In der unmittelbaren Nachbarschaft finden sich zwei prächtige, nach dem 2. Weltkrieg wiederaufgebaute Beispiele: die 1768 bis 1774 in barocken Formen errichtete Deutschordenskommande und das gegenüberliegende, frühklassizistische Sickingen Palais von 1769 bis 1773.

Auch in den späteren Baumaßnahmen spiegelt sich die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Freiburgs. Mitte des 19. Jahrhunderts zu einem Mietshaus umgebaut, wurden 1902 die ersten Läden im Erdgeschoß und weitere Wohnräume im Dach eingebaut. Der 2. Weltkrieg hinterließ Luftschützgänge und Notunterkünfte, doch blieb das Haus vom Bombenhagel verschont, der 80 % der Altstadt zerstörte. Auch die vorläufig letzte Phase der Bauentwicklung, die Sanierung 1991–95, lag im Trend der Zeit.

Frank Löbbcke M.A.
LDA · Archäologie des Mittelalters
Kirchzartener Straße 25
79117 Freiburg/Breisgau

Gartenstadt Haslach in Freiburg

Erik Roth



■ 1 Die Gartenstadt Haslach in Freiburg/Br. Luftbild (1993).

Die Gartenstadt Haslach in Freiburg, eine Siedlung der Zwanziger Jahre in traditioneller Formensprache, beeindruckt auch heute durch ihren einprägsamen, fächerförmigen Grundriß und die weiträumigen Gärten. Aus fachlicher Sicht des Landesdenkmalamtes ist sie ein Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung. Im vorigen Wintersemester erhielten die Diplomanden im Fachbereich Architektur der Technischen Hochschule Darmstadt die Aufgabe, nach Möglichkeiten für eine Verdichtung und Neustrukturierung der Siedlung zu suchen. Inzwischen wurden die Arbeiten unter dem Titel „Vision Gartenstadt“ veröffentlicht und im Mai dieses Jahres in einer Ausstellung des Architekturforums Freiburg einer breiteren Öffentlichkeit vorgestellt.

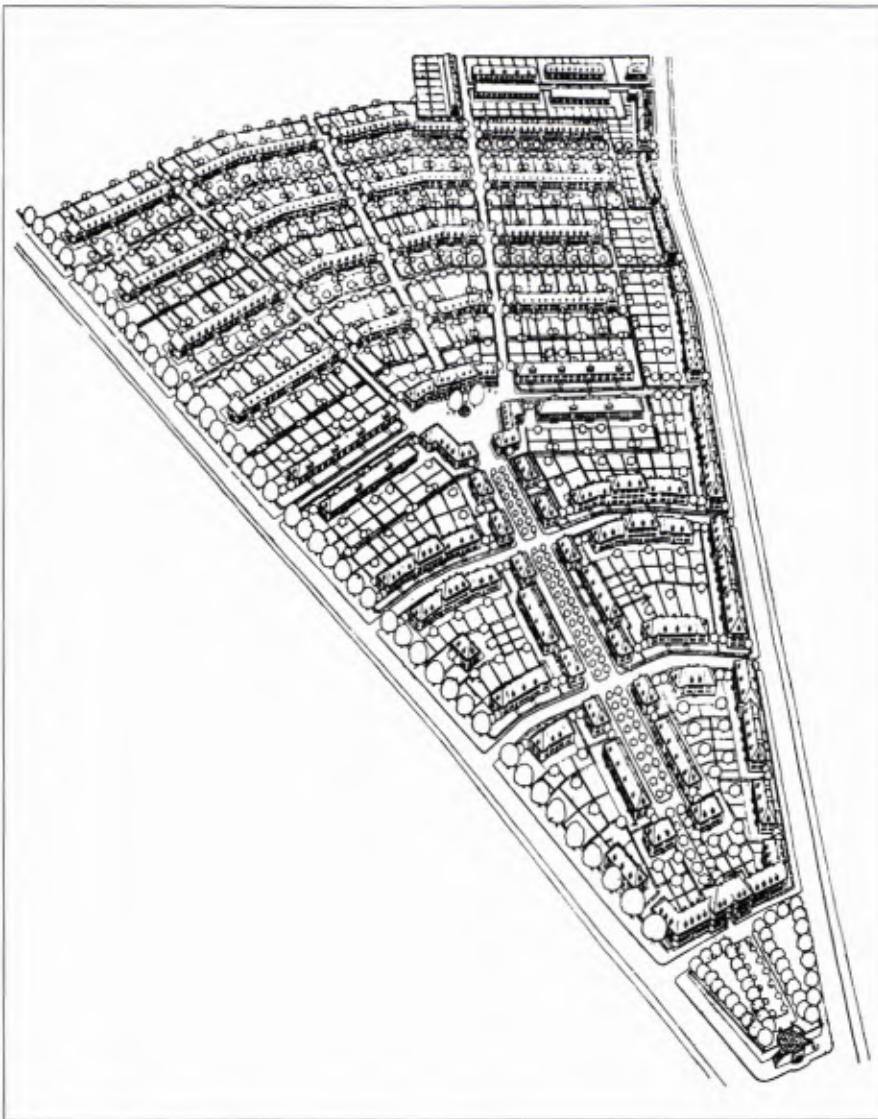
Ziel der studentischen Arbeiten war nicht die Erhaltung des Kulturdenkmals, sondern die Verdichtung und Neustrukturierung der Siedlung. Von seiten der Denkmalpflege müssen wir aber die Frage stellen: Kann auf der Grundlage dieser Arbeiten ein tragfähiges Konzept für ihre Erhaltung entwickelt werden? Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir uns klar darüber werden, was an einer

Gartenstadt erhaltenswert ist, was geschützt werden muß, wenn sie als ein Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung fortbestehen soll.

Die Gartenstadt – ein städtebaulicher und gesellschaftlicher Entwurf

Was ist das wesentliche an einer Gartenstadt, was macht ihren historischen Zeugniswert aus? Der Begriff „Gartenstadt“ weist bereits darauf hin: Die enge Verknüpfung von Haus und Garten ist ihr besonderes Merkmal. Der Name ist Programm.

Auch wenn die deutsche Gartenstadtbewegung – ab 1902 – nicht die utopisch-reformerischen Konzepte weiterverfolgte, die Ende des 19. Jahrhunderts in England entwickelt wurden und die eine grundlegende Umwandlung des Verhältnisses von Stadt und Land zum Ziel hatten – richtungweisend war Ebenezer Howards Veröffentlichung „Garden Cities of Tomorrow“ von 1898 bzw. 1902 –, so wurde auch hier ein Ausgleich, eine „freundliche Vereinigung“ von Stadt und Land gesucht. Statt eigenständiger, wirtschaftlich unabhängiger Gar-



■ 2 Vogelschau der Siedlung Haslach. Ursprünglicher Entwurf von Karl Gruber.

ten-Städte wurden in Deutschland Garten-Vorstädte errichtet. Man wollte vor allem der Wohnungsnot und den unwürdigen Wohnverhältnissen entgegenwirken, denen die arbeitenden einkommensschwachen Bevölkerungsschichten in den großen Industriestädten ausgesetzt waren. Die Wohnungs- und Städtebaureform wurde als Beitrag zu einer umfassenden sozialen Reform verstanden.

Die Gartenstadt sollte ein Gegenentwurf zur Stadt der Mietskasernen sein. Eine weiträumige, lockere Bebauung mit großen Gartenflächen, die den Bewohnern die Möglichkeit der Selbstversorgung boten, war wesentlicher Bestandteil des Konzepts. Jede Familie sollte die Möglichkeit erhalten, in einem eigenen Haus zu wohnen und einen eigenen Garten zu bewirtschaften. Auch wenn die Wohnungsgrößen bescheiden waren, wurden die Gärten in Hinblick auf eine intensive Gartennutzung großzügig bemessen. Grund und Boden sollten in gemeinschaftlichem, mög-

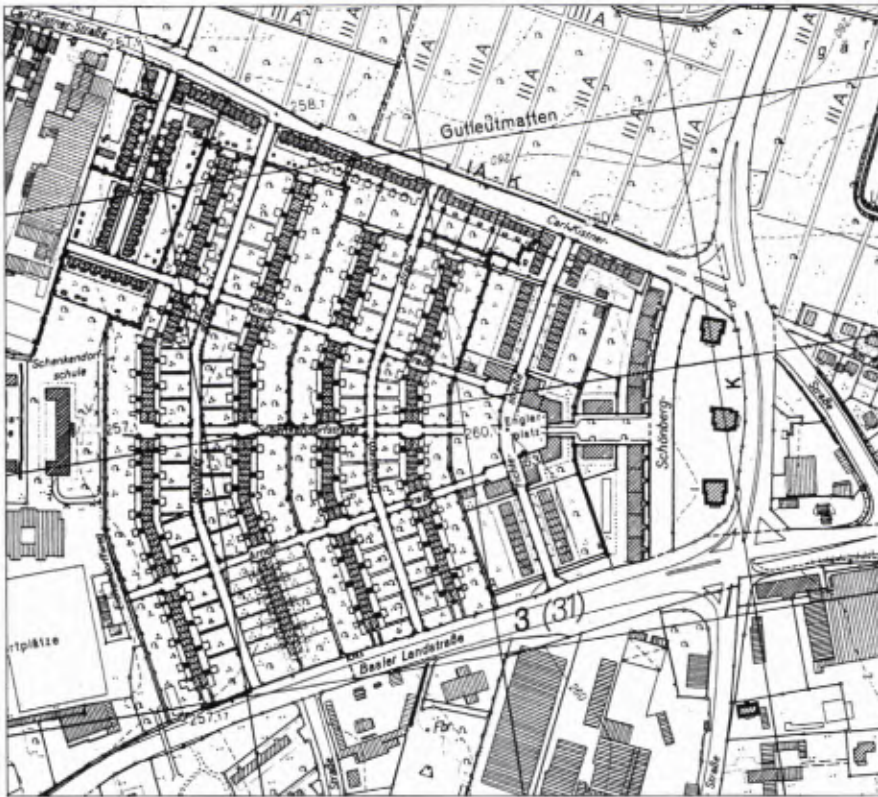
lichst genossenschaftlichem Eigentum bleiben.

Die städtebauliche und architektonische Gestaltung sollte diese Einheit anschaulich zum Ausdruck bringen. Die bis auf Ausnahmen nur 1 1/2- bis 2 1/2geschossigen schlichten Häuser wurden gleichartig, meist als Doppel- oder Reihenhäuser geplant. In Gruppen angeordnet, bildeten sie zusammenhängende Straßen- und Platzbilder von einheitlicher Gesamtwirkung. Dies sei „nichts zufälliges, nichts willkürliches, sondern es ist der sinnfällig gewordene logische Ausdruck einer bestehenden sozialen Gemeinschaft“, betont Hans Kampffmeyer, Generalsekretär der Deutschen Gartenstadtgesellschaft (DGG), auf der Jahresversammlung der Gesellschaft im Jahre 1911.

Auf Kampffmeyer geht auch die Gründung der ersten deutschen Gartenstadtgenossenschaft 1907 in Karlsruhe-Rüppurr zurück. Der Bebauungsplan für diese Gartenstadt wurde von Karl Kohler begonnen und von Friedrich Ostendorf überarbeitet, der 1907–14 an der Technischen Hochschule in Karlsruhe lehrte. Nach denselben Grundsätzen entstand bereits ab 1908 die Gartenstadt Hellerau bei Dresden, in enger räumlicher und personeller Verbindung mit den „Dresdner Werkstätten für Handwerkskunst“. Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurden in zahlreichen weiteren Städten Gartenstadtgenossenschaften gegründet.

Viele dieser Gartenstädte blieben unvollendet, als die Bautätigkeit durch den Krieg unterbrochen wurde. Andere, so z. B. Karlsruhe-Rüppurr, wurden in den Zwanziger Jahren weitergebaut, meist nach einem modifizierten Plan. Die genossenschaftlichen oder kommunalen Siedlungsprojekte jener Zeit verstanden sich als Nachfolger der Gartenstädte. Die bisherigen Forderungen nach einem planmäßigen, einheitlichen Entwurfskonzept, Durchgrünung, zweckmäßiger, klarer Formgebung, Typisierung von Bauteilen und Gebäuden in Hinblick auf eine rationelle, kostengünstige Bauausführung usw. – seit 1907 immer wieder programmatisch vom Deutschen Werkbund vorgebracht – wurden übernommen und in eine gestraffte Formensprache übertragen. Oft waren es dieselben Architekten oder deren Schüler, die die Gartenstadtkonzepte weiterführten bzw. fortschrieben.

In der Nachfolge von Friedrich Ostendorf setzten in Südbaden Architekten wie Karl Gruber, Joseph Schlippe und Adolf Lorenz die an traditioneller Ar-



■ 3 Gartenstadt Haslach. Der heutige Bestand.

chitektur ausgerichtete Formensprache der Gartenstädte bis weit in die Zwanziger Jahre fort. Das einheitliche, einprägsame städtebauliche Entwurfskonzept, die typisierte, sorgfältig detaillierte Ausbildung der Kleinhäuser in Anlehnung an die Architektur der Zeit um 1800 und die Bereitstellung ausgedehnter Gartenflächen, die den Häusern unmittelbar zugeordnet wurden, sind wesentliche Merkmale der Planungen und Ausdruck der sozialen Zielvorstellungen, die durch die Siedlungen verwirklicht werden sollten.

Gartenstadt Haslach

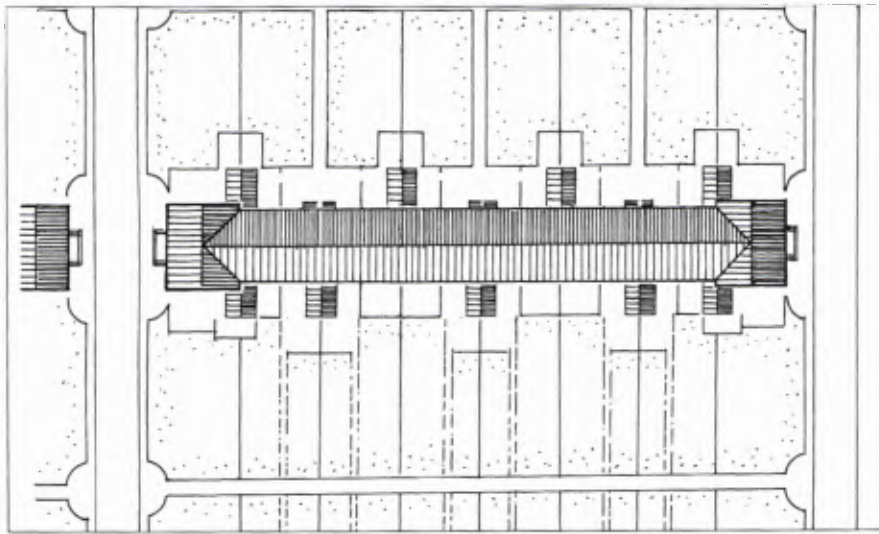
Ein herausragendes Zeugnis für den damaligen Siedlungsbau ist die Gartenstadt Haslach in Freiburg (Abb. 1). Noch während des Ersten Weltkrieges, im Mai 1918, wies der damalige Freiburger Oberbürgermeister Dr. Thoma in einer Vorlage an den Bürgerschaftsausschuß darauf hin, daß durch den Krieg und seine Begleitumstände die öffentliche Wohnungsfürsorge vor neue Aufgaben gestellt werde. Bei einem geschätzten Bedarf von 500 neuen Kleinwohnungen sollte die



■ 4 Eine der Zeilen, die noch vor dem Ersten Weltkrieg von der Baugenossenschaft „Gartenvorstadt Haslach“ in der Körnerstraße errichtet wurden.



■ 5 bis 7 Häuser an der Freiligrathstraße. Die Zeilen im westlichen Teil der Siedlung erhielten – nach dem Entwurf von Karl Gruber – auf beiden Seiten ausgedehnte Gartenflächen. Die Stallanbauten sind paarweise zusammengefaßt.



■ 8 Anordnung der Gärten im westlichen Teil der Gartenstadt: Jedem Haus ist ein Garten in der Breite von zwei Hauseinheiten zugeordnet. Abwechselnd haben jeweils zwei Häuser ihre Gärten vor bzw. hinter der Zeile.

Stadt einen Anteil von etwa 300 Wohneinheiten im Eigenbau errichten. Zu diesem Zweck wurde im Januar 1919 die „Siedlungsgesellschaft m.b.H.“ gegründet. Die Stadt, eine von 35 Gesellschaftern, stellte 51% des Stammkapitals. Als die Baukosten durch die Inflation so sehr anstiegen, daß den beteiligten Privaten ein weiteres Mitwirken nicht mehr zugemutet werden konnte, übernahm sie im April 1920 auch die übrigen Anteile. Inzwischen waren in der Gartenstadt Haslach die ersten zehn Häuser gebaut worden.

Entwurf und Bauleitung für die Bauten der Siedlungsgesellschaft lag in den Händen des Städtischen Hochbauamts unter Leitung von Karl Gruber. Für Gruber, einen Schüler Friedrich Ostendorfs und bis 1914 Assistent an dessen Lehrstuhl in Karlsruhe, war dies sicher keine fremde Aufgabe. Als Joseph Schlippe 1925 den Vorstand des Städtischen Hochbauamts übernahm, setzte er auch Grubers Arbeit für die Siedlungsgesellschaft fort. In der „Denkschrift der Siedlungsgesellschaft Freiburg im Breisgau G.m.b.H. anlässlich des zehnjährigen Bestehens 1919/1929“ schildert Schlippe eingehend die Bautätigkeit in diesem Zeitraum (S. 9–19).

Die Gartenstadt Haslach beeindruckt heute vor allem als Siedlung der Zwanziger Jahre. Den Ausgangspunkt bildete aber eine Baugruppe von 58 Reihenhäusern, die noch kurz vor dem Ersten Weltkrieg vom Architekten Mallerbein errichtet worden war: je zwei Zeilen westlich und östlich der Körnerstraße (Abb. 4) sowie eine fünfte Zeile vor Kopf an der Kleiststraße. Auftraggeber war die 1913 gegründete Baugenossenschaft „Gartenvorstadt Haslach“. 1920 übernahm der ältere „Bauverein Freiburg im Breisgau e.G.m.b.H.“ die Baugruppe.

Das anschließende Gelände sollte hinzuerworben und in mehreren Bauabschnitten erschlossen werden.

Um einer Zersplitterung dieses wertvollen, für Siedlungszwecke bestens geeigneten Geländes vorzubeugen, entwarf Gruber einen zusammenhängenden Bebauungsplan für das gesamte Gebiet zwischen der Basler und der Gutleutstraße, der heutigen Carl-Kistner-Straße. Der einprägsame fächerförmige Grundriß (Abb. 1, 2 u. 3) ergab sich zum Teil schon aus der Lage des Grundstücks zwischen den beiden aufeinander zulaufenden Straßen. Gruber war es ein besonderes Anliegen, die Häuserzeilen so anzuordnen, daß die Wohnungen Morgen- und Abendsonne erhielten. Die Wohnstraßen – Bauhöfer-, Freiligrath- und Fichtestraße – verlaufen daher in Nord-Süd-Richtung. Je zwei leichte Brechungen des Straßenverlaufs erlaubten es, sie rechtwinklig in die begrenzenden Straßen – Basler und Gutleutstraße – einzuführen. Der große Abstand zwischen den Straßen – zwischen der Bauhöfer- und der Freiligrathstraße mehr als 120 m – entspricht der Tiefe zweier Grundstücke sowie einem dazwischenliegenden Wirtschaftsweg.

Drei Ost-West gerichtete Straßen gehen strahlenförmig von einem kleinen Platz im Osten der Anlage, dem Englerplatz, aus: Arndtstraße und Kleiststraße verlaufen parallel zu den Randstraßen, die Schenkendorfstraße als Winkelhalbierende bildet die Symmetrieachse der Anlage. Entlang dieser Straßen wurde keine Bebauung vorgesehen; nur die Kopfbauten der Zeilen sind von hier aus erschlossen. Weitere Gebäude hätten die Durchlüftung der Gärten beeinträchtigt.

Nach der ursprünglichen Planung (Abb. 2) sollte die Siedlung nach



■ 9 und 10 Eine der Häuserzeilen in der Fichtestraße. Sie wurden aufwendiger gebaut, erhielten aber kleinere Gärten.

■ 11 Randbebauung am Englerplatz mit Geschößwohnungen und Läden im Erdgeschoß.



■ 12 Eine der beiden Zeilen an der Schönbergstraße, als östlicher Abschluß der Siedlung.

■ 13 Randbebauung an der heutigen Carl-Kistner-Straße, vom Bauverein Freiburg i. Br. errichtet.



Osten bis zum Schnittpunkt der beiden Randstraßen fortgeführt werden. Der Englerplatz hätte dann auch räumlich den Mittelpunkt der Anlage gebildet. Der östliche Teil des Geländes wurde aber für den neuen Verschiebebahnhof benötigt, so daß der Bebauungsplan abgeändert werden mußte. Die Schönbergstraße bildete nun den Abschluß der Siedlung.

Die Grundstücksaufteilung, bei der die Häuserzeilen nach der Lage der Wohnungen zur Sonne ausgerichtet wurden, bezeichnete Schlippe als „einen Sieg des Zeilenbaues über das Blocksystem“ (S. 11). Das Prinzip des Nord-Süd gerichteten Zeilenbaus entsprach den Erkenntnissen modernen Städtebaus der Zwanziger Jahre. Neu gebaute Siedlungen sollten ihren Bewohnern mehr Luft und Sonne bieten als die herkömmlichen Wohn-

viertel. Vor allem die Vertreter des Neuen Bauens setzten sich mit Nachdruck für diese Forderungen ein. So hatte Walter Gropius die Siedlung Dammerstock in Karlsruhe als eine Anlage aus Nord-Süd gerichteten Zeilen entworfen. In ihrer architektonischen Ausformung unterscheiden sich die beiden Siedlungen – Haslach und Dammerstock – aber grundsätzlich: Die Haustypen für die Gartenstadt Haslach sind aus traditionellen Architekturformen entwickelt, Gropius' Siedlung besteht dagegen aus weißverputzten Baukörpern mit Flachdach.

Die Gartenstadt Haslach wurde von Westen her bebaut: 1920/22 wurden 149 Reihenhäuser an der Bauhöferstraße erstellt, 1923–24 nach demselben Typenentwurf 106 Häuser an der Freiligrathstraße. Die einzelnen Häu-

ser enthalten zwei Räume im Erd- und zwei im Obergeschoß sowie eine Dachkammer, zusammen 88 m². Die Wohnungen in den Kopfbauten sind etwas geräumiger. Alle Häuser wurden unterkellert.

Um den „Eindruck allzu großer Gleichmäßigkeit“ (S. 12) zu vermeiden, erhielten die langen, mit Satteldächern versehenen Zeilen an ihrem nördlichen und südlichen Ende Kopfbauten in Form quergestellter Giebelhäuser (Abb. 5 u. 6). Die gliedernde Wirkung wurde durch einen Wechsel in der Farbgebung unterstützt: Die längsgerichteten Abschnitte der Zeilen versah man mit gelbem, die Giebelhäuser mit weißem Kalkanstrich. Türen und Fenster wurden dunkelgrün gestrichen, die Dächer einheitlich mit roten Biberschwanzziegeln gedeckt. Eine weitere Rhythmisierung ergab sich durch die Stallanbauten mit ihren verbretterten Giebeldreiecken. Auch die leichte Abwinklung der mittleren Häuserzeilen belebte das Straßenbild. Im zweiten Bauabschnitt an der Freiligrathstraße kamen weitere gliedernde Elemente hinzu: Über den paarweise angeordneten Hauseingängen wurden statt Gauben Zwerchhäuser errichtet (Abb. 7); die Giebel der Kopfbauten erhielten ein markantes Rundfenster.

Eine Besonderheit dieser Planung liegt in der Anordnung der Gärten und Stallanbauten (Abb. 8): Zu beiden Seiten der Häuserzeilen wurden ausgedehnte Gartenflächen zur Selbstversorgung der Bewohner freigehalten. Sie sind aber nicht in durchgehende schmale Streifen unterteilt. Stattdessen ist jedem Haus eine günstiger zugeschnittene Fläche in der Breite von zwei Hauseinheiten zugeordnet. Abwechselnd haben jeweils zwei Häuser ihre Gärten vor bzw. hinter der Zeile. Entsprechend wurden auch die Stallanbauten paarweise zusammengefaßt und – in Verbindung mit den zugehörigen Gärten – an der Vorder- oder Rückseite der Häuserzeile angeordnet. So konnten die Abstände zwischen den Stallanbauten gegenüber üblichen Haustypen verdoppelt und den Bewohnern das Gefühl gegeben werden, „in gesunder Luft und weiträumig zu wohnen“ (S. 12).

Die Häuserzeilen an der Fichtestraße wurden ab 1925 in einer gehobenen Bauausführung errichtet (Abb. 9 u. 10), allerdings ohne Stallanbauten und mit deutlich kleineren Gartenflächen. Diese sind konventionell in Streifen unterteilt; zur Straße sind lediglich Vorgärten vorgesehen.

Eine weitere bauliche Verdichtung er-

folgte – ab 1926 – am Englerplatz: Um den Platz architektonisch hervorzuheben, wurden die Gebäude mit Mansarddächern versehen. Die aufwendig gestalteten Hauseingänge erinnern an Portale barocker Herrenhäuser. Im Erdgeschoß der beiden Winkelbauten, die den Platz an seiner Ostseite einfassen (Abb. 11), wurden sechs Läden für den täglichen Bedarf untergebracht, darüber Geschöwohnungen. Zwei Häuser an den Ecken zur Kleist- bzw. Arndtstraße sowie zwei weitere jenseits des Platzes an der erweiterten Schenkendorfstraße folgten in ihrer Architektur der Randbebauung des Englerplatzes. Diese Entwürfe entstanden bereits unter der Leitung von Joseph Schlippe.

Nach den Plänen des Städtischen Hochbauamtes sollte der Platz auch an seiner Westseite durch einen Baukörper geschlossen werden; die Schenkendorfstraße wäre wohl durch einen Torbau in den Platz eingeleitet worden. Ein solches Gebäude wurde aber nicht realisiert, so daß heute die ausgedehnten Freiflächen des westlichen Siedlungsteiles in den Platz hineinwirken.

1927 und 1928 wurden auch die beiden dreigeschossigen Zeilen mit Geschöwohnungen an der Schönbergstraße gebaut. Die mächtigen Baukörper mit Mansarddach, rhythmisch gegliedert durch die Eingangssachsen mit geschöübergreifenden Pilastern und rundbogigen Zwerchgiebeln (Abb. 12), bilden heute in eindrucksvoller Weise den östlichen Abschluß der Siedlung. Die zweigeschossige Randbebauung entlang der Gutleutstraße (Abb. 13) war bereits in mehreren Abschnitten vom Bauverein Freiburg i. Br. errichtet worden.

Die Gartenstadt Haslach ist eine der wenigen Anlagen dieser Art im Südwesten, die im geplanten Umfang realisiert wurde. Hinzu kommt, daß sich hier die wesentlichen städtebaulichen und architektonischen Merkmale trotz mancher Beeinträchtigungen bemerkenswert gut erhalten haben. Das ursprüngliche Konzept und der räumliche Eindruck der Gartenstadt können auch heute noch im originalen Bestand nachvollzogen und erlebt werden. Selbst die architektonischen Details – wie Türen, Fenster und Beschläge, Gartenzäune usw. (Abb. 14 u. 15) – sind noch an vielen Stellen unverändert erhalten geblieben. Damit kommt der Siedlung eine Sonderstellung zu: Sie ist ein besonders wertvolles Dokument für die Architektur- und Stadtbaugeschichte, zugleich aber auch für die Geschichte



■ 14 und 15 Die ursprünglichen Türen sind oft noch erhalten: Baugruppe an der Körner- und Kleiststraße; Bauhöferstraße.

der gesellschaftlichen Entwürfe und Bewegungen in den Zwanziger Jahren. Dokument, Kulturdenkmal sind also nicht nur die einzelnen Häuser, sondern die Gartenstadt als planmäßig angelegte Einheit von Gebäuden und Freiflächen, das räumlich-funktionale Gefüge, wie es von Karl Gruber entworfen und von Joseph Schlippe fortgeschrieben wurde.

„Vision Gartenstadt“ – Erhaltung oder Neustrukturierung ?

Im Wintersemester 1994/95 erhielten 18 Architekturstudenten an der Technischen Hochschule Darmstadt die Aufgabe, im Rahmen ihrer Diplomarbeit nach Möglichkeiten für eine Verdichtung und Neustrukturierung der Gartenstadt Haslach zu suchen. Im Vorwort zur Veröffentlichung der Arbeiten unter dem Titel „Vision Gartenstadt“ (Dortmund 1995) schreibt Prof. Günter Pfeifer:

„Die Gartenstadt der Jahrhundertwende als Ausdruck und Lebensqualität hat sich verändert. Die Siedlungen, die am Rande der Stadt als geschlossene städtebauliche Figuren entstanden, sind durch das Wachsen der Städte mehr und mehr in Zentrumsnähe gerückt. Veränderte Randbedingungen, Verkehr, Gewerbe etc. haben das Leben in diesen Gartenstädten verändert. Die Gebäude leiden gemessen an heutigen Bedürfnissen an den schlechten Standards von Raumgröße, Raumzusammenfügung, (Technik) und technischem Ausbau. Eine Qualität jedoch ist diesen Siedlungen geblieben: ein geradezu verschwenderischer Außenraum, der je-

des Haus in eine Idylle setzt, die selbst durch die veränderte Verkehrssituation innerhalb der Siedlung kaum gelitten hat.

Um das Ausufernde der Städte abzumildern, bieten solche Siedlungen Entwicklungspotentiale. (...) Die urbane Nutzung der Hauszwischenräume ist eine hervorragende Maßnahme, um stadtnahe Grundstücke nutzbar zu machen und gleichzeitig ist dies ein Beitrag zum Thema 'Umgang mit der Ressource Land' "(S. 5).

Die Studenten wurden darauf hingewiesen, daß die gesamte Anlage unter Denkmalschutz steht. Im Rahmen der Arbeit sollte aber „die Idee des Denkmalschutzes kritisch überprüft werden. Für die Bearbeitung des Entwurfes (wurden) deshalb die Vorgaben des Denkmalschutzes zur Disposition gestellt“ (S. 10).

Als Planungsgrundlage erhielten die Bearbeiter Angaben zur Bebauungsdichte. Die Gartenstadt habe zur Zeit eine Grundflächenzahl (Verhältnis von überbauter Fläche zur Grundstücksfläche) von ca. 0,12. Für den Entwurf wurde als Höchstgrenze eine Grundflächenzahl von 0,4 zugelassen mit dem Hinweis: „Das Maß der Verdichtung ist in Abhängigkeit zur Wohnqualität und zur Qualität ökologischer Aspekte abzuwägen und zu begründen“ (S.10). Die angestrebte Verdichtung und Neustrukturierung der Siedlung sollte im wesentlichen mit einfamilienhausähnlichen Wohnformen über drei bis maximal vier Geschosse erfolgen.

Betrachtet man die Entwürfe, so stellt man fest, daß alle Bearbeiter die

„Hauszwischenräume“, d.h. die bis zu 30 m tiefen Gärten der Häuser, als verfügbare Fläche verstanden, die für eine neue, eigenständige Bebauung genutzt werden könnte, eigenständig sowohl in Hinblick auf die Siedlungs- und Gebäudetypologie als auch auf ihre funktionale Zuordnung zur bestehenden Bebauung: Es ging nicht darum, für die bestehenden Gebäude mit ihrem teilweise beengten Raumangebot Erweiterungsmöglichkeiten anzubieten, sondern zusätzliche, neue Wohneinheiten zu schaffen. Damit wurde gerade diejenige Qualität in Frage gestellt, die noch heute die hohe Attraktivität dieser Siedlungen ausmacht: ihr „geradezu verschwenderischer Außenraum, der jedes Haus in eine Idylle setzt“ (vgl. o.).

Ohne den Wert der Arbeiten für die Entwicklung neuer Gebäudetypologien, neuer verdichteter Wohnformen mit einer eigenen hohen Lebensqualität in Frage stellen zu wollen, muß doch festgehalten werden: Würde einer dieser Entwürfe realisiert, würde die Verdichtung und Neustrukturierung wie vorgeschlagen verwirklicht, wäre die Siedlung kaum noch als Gartenstadt zu erkennen. Die seltene Möglichkeit, das Raumgefüge einer solchen Siedlung – aus Baukörpern und Freiflächen – weitgehend unverändert erleben zu können und aus der unmittelbaren Anschauung des Bestands heraus umfassend Auskunft über einen wichtigen Abschnitt der Architektur-, Stadtbau- und Sozialgeschichte zu erhalten, wäre verloren und damit auch die besondere Bedeutung des Kulturdenkmals „Gartenstadt Haslach“.

Es ist zu hoffen, daß die Arbeiten an der TH Darmstadt vor allem eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit dem städtebaulich-architektonischen Konzept der Gartenstädte zum Ziel hatten, dem ein eigenes Konzept der Verdichtung und Neustrukturierung entgegengestellt werden sollte. Auf diesem Hintergrund wäre es verständlich, daß nicht eine beliebige, weniger bedeutende Siedlung als Versuchsfeld gewählt wurde, sondern eines der herausragenden Objekte, das symbolische Bedeutung für die Gartenstadtbewegung hat.

Die grundsätzliche Frage lautet: Können wir uns eine Gartenstadt heute noch leisten? Ist es bei steigendem Wohnraumbedarf und der immer knapper werdenden „Ressource Land“ vertretbar, eine Siedlung so geringer Dichte in gut erschlossener, zentrumsnaher Lage zu erhalten?

Sprechen nicht gewichtige ökologische und ökonomische Gründe dagegen – auch wenn es sich um ein Kulturdenkmal handelt? Wäre es nicht richtig, sogar geboten, hier nachzuverdichten?

Diese Fragen stellen sich nicht nur für eine durchgrünte Siedlung, sondern ebenso für gründerzeitliche Villenviertel mit ausgedehnten Gärten oder für barocke Herrenhäuser mit ihren Parkanlagen. Überall, wo großzügige Freiflächen untrennbar zu einem Kulturdenkmal dazugehören, wo Gebäude und Freiflächen eine enge funktionale, oft auch gestalterische Einheit bilden, sehen sie sich – bei entsprechender „Standortgunst“ – der Konkurrenz intensiver Grundstücksnutzungen ausgesetzt. Die Freiflächen unter Denkmalschutz machen aber nur einen geringen Teil der Flächen aus, die aufgrund ihrer besonderen Gegebenheiten – Lage, Erschließung usw. – als innerstädtische Entwicklungspotentiale in Frage kommen. Daneben gibt es unverhältnismäßig mehr Flächen, auf denen eine Verdichtung stattfinden kann, ohne solche Qualitäten zu zerstören. Dabei darf allerdings nicht übersehen werden, daß erhaltenswerte historische Freiflächen durchaus auch in Bereichen vorhanden sein können, die nicht unter Denkmalschutz stehen.

Mit der Feststellung der Denkmaleigenschaft wird bereits eine Auswahl getroffen. Über diese Auswahl sollte ein möglichst breiter Konsens hergestellt werden, innerhalb der zuständigen Behörden, aber auch in der Öffentlichkeit. An dieser Auswahl sollte dann auch festgehalten werden: Der Fortbestand der Kulturdenkmale sollte ein gemeinsames Anliegen sein. Bei der Gartenstadt Haslach, einem Kulturdenkmal von überregionaler Bedeutung, dürfte dieses Ziel nicht in Frage gestellt werden.

Unabhängig von den fachlichen Belangen spricht auch die hohe Zufriedenheit der Bewohner mit „ihrer“ Gartenstadt dafür, daß diese Anlage in ihrer ursprünglichen Form Zukunft hat. Wir sind überzeugt, daß es nicht allein ein Anliegen der Denkmalpflege ist, die Gartenstadt als solche zu erhalten; ihre Erhaltung liegt ohne Zweifel im öffentlichen Interesse.

Dr. Erik Roth

LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Sternwaldstraße 14
79104 Freiburg/Breisgau

Der Wiederaufbau der Freiburger Innenstadt nach dem Zweiten Weltkrieg: Denkmalpflege damals und heute

Leo Schmidt



■ 1 Neubauten im großflächig zerstörten Stadtzentrum um 1950. Foto: Stadtarchiv Freiburg.

Das Konzept, das dem Wiederaufbau der im Krieg schwer beschädigten Innenstadt Freiburgs zugrundeliegt, stammt bereits aus den dreißiger Jahren. Diese bemerkenswerte Tatsache ist zwar bereits in einigen Veröffentlichungen – vor allem von B. Vedral (vgl. Literaturangaben) – dargestellt worden; einige gerade aus denkmalpflegerischer Sicht interessante Aspekte sind dabei aber bisher weitgehend unberücksichtigt geblieben. Das Wiederaufbaukonzept und seine von den 20er und 30er Jahren bis in die Nachkriegszeit zu verfolgende Geschichte erlauben zudem Betrachtungen zu den Wurzeln von Teilbereichen der Architektur und des Städtebaus nach dem Krieg, aber auch zur Herkunft und zur Kontinuität der zugrundeliegenden Einstellungen.

Die für die Entwicklung und Verwirklichung des Konzeptes wichtigste Person war Joseph Schlippe (1885–1970). Schlippe war im Jahr 1925, als Nachfolger des gleichaltrigen Karl Gruber, Leiter des städtischen Bauamtes geworden. Von 1946 bis 1951 leitete er das Wiederaufbaubüro für die Stadt Freiburg. Nach seiner Pensionierung vom Amt des städtischen Oberbaudirektors übernahm er zwischen 1951

und 1956 die Leitung des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege Südbaden. Er war in erster Linie als Architekt und Stadtplaner aktiv, verstand sich aber immer auch als Bauhistoriker und Denkmalpfleger: Er hatte 1917 an der TH Darmstadt mit einer Arbeit über Louis Rémy de la Fosse in Baugeschichte promoviert; seit 1934 war er ehrenamtlicher Bezirksdenkmalpfleger für Freiburg; ab 1940 staatlicher Bevollmächtigter für die Denkmalpflege im Elsaß. Gerade auch im Umgang mit der Freiburger Altstadt waren seine Konzepte und seine Aktivitäten – aus seiner Sicht – in erster Linie denkmalpflegerisch motiviert und legitimiert. Diese Verwurzelung von Schlippes städtebaulichen Aktivitäten in seiner denkmalpflegerischen Motivation ist der Grund, warum die Geschichte des Freiburger Wiederaufbauplans und seiner Vorstufen auch die Geschichte der Denkmalpflege berührt.

Verschaffen wir uns zunächst einen Eindruck von dem Freiburger Wiederaufbau, ehe wir seine Vorgeschichte diskutieren. Abb. 1 zeigt ein Beispiel für totalen Neuaufbau nach flächiger Zerstörung. Bezeichnend sind glatt verputzte Baukörper, hochrecht-

■ 2 Erhalten gebliebene und wiederaufgebaute Wohnhäuser in dem nur teilweise zerstörten Bereich um Oberlinden sind auf den ersten Blick kaum zu unterscheiden.

■ 3 Die dichte mittelalterliche Baustruktur der Freiburger Innenstadt vor dem 1. Weltkrieg.

■ 4 Die Kaiserstraße als historisch geprägte Geschäftsachse vor dem 1. Weltkrieg.



eckige Fenster in strenger Achsenreihung, darüber kräftige Traufgesimse und hohe Dächer. Diese Bebauung hält sich nicht mehr sklavisch an die alten Fassadenfluchten und Parzellenstrukturen, obwohl gerade auch der Grundriß der 1120 gegründeten Stadt selbst als „hochromanisches Baudenkmal“ galt. Schon 1920 hatte die stadtbaugeschichtliche Dissertation von E. Hamm den planmäßig geordneten „Zähringergrundriß“ mit dem charakteristischen „Achsenkreuz“ entdeckt: Motive, die durch die Veränderungen beim Wiederaufbau heute übrigens weit deutlicher zutage treten als in den Jahrhunderten zuvor. Abb. 2 zeigt demgegenüber die Füllung von einzelnen Kriegslücken im sonst überwiegend erhaltenen Baubestand: Hier fügen sich die neuen Häuser gleichsam als Stadtbildretusche fast unsichtbar ins Stadtbild ein.

Außerordentlich dichte und kleinteilige mittelalterliche Baustruktur prägte den Stadtkern Freiburgs bis zum Zweiten Weltkrieg. Neben einer Reihe weiterer bedeutender historischer Bauten dominierte das Münster im Stadtbild (Abb. 3), doch die überwiegende Zahl der Gebäude gehörte dem vorherrschenden Freiburger Bürgerhaustypus an. Er besteht aus Vorderhaus, kleinem Hof mit seitlichem Laubengang und Rückgebäude und nimmt nicht selten recht schmale, langgestreckte Parzellen ein: eng verschachtelte Hinterhofsituationen sowie schlecht belichtete und schlecht belüftete Wohnsituationen waren daher charakteristisch für die meisten Straßen der Altstadt. Probleme bereitete auch bereits der immer stärker werdende Autoverkehr, der seinen Weg durch die Innenstadt suchte.

Nicht nur diese Struktur der Innenstadt, auch das Straßenbild wurde in den 20er und 30er Jahren als problematisch empfunden. Insbesondere das Bild der Hauptgeschäftssachse, der Kaiser-Joseph-Straße, wurde vor allem von dekorierten wilhelminischen Fassaden geprägt, hinter denen sich indessen überwiegend ältere Bausubstanz verbarg; nur vereinzelt waren seit dem späten 19. Jahrhundert komplette Neubauten entstanden (Abb. 4).

Diese Situation weckte einerseits das Bedürfnis nach Verbesserung der Wohn- und Verkehrsbedingungen, andererseits gab sie auch Anlaß zu zeittypischer Kritik am historistisch geprägten Stadtbild. Mit verschiedenen Mitteln strebte Schlippe Verbesserungen an. Ein Sanierungs- und Verkehrsplan sah Hofentkernungen sowie die Einführung spezieller Zulieferungs-

straßen vor; Arkaden entlang der Hauptachsen sollten die Fußgänger aufnehmen und damit mehr Platz für den Autoverkehr schaffen.

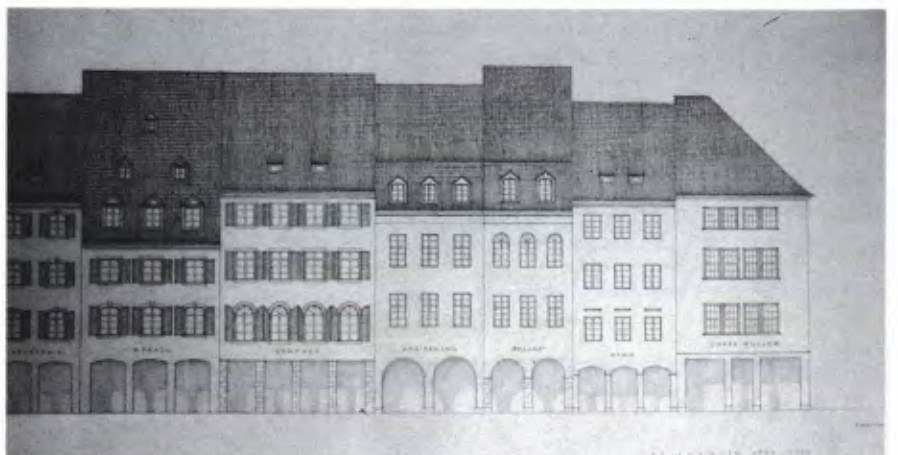
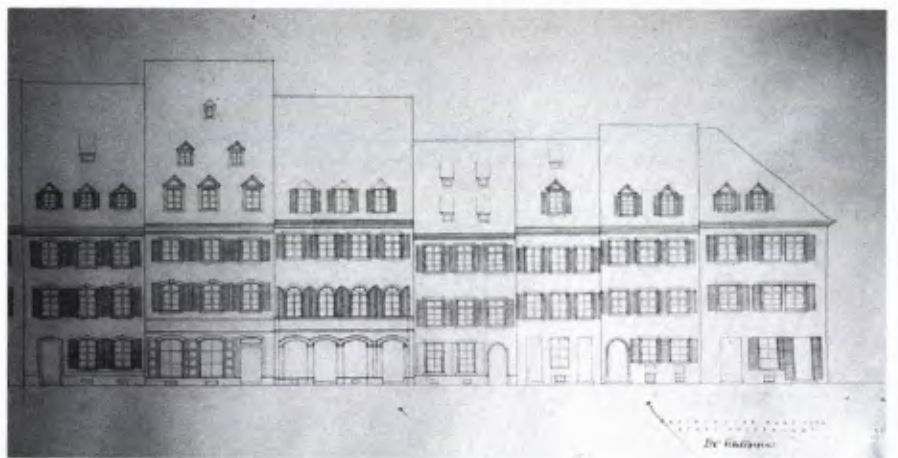
Besonders wichtig wurden die stadtgestalterischen Aktivitäten genommen. Fassadenabrollungen der Hauptachsen dokumentierten den aktuellen Bestand, rekonstruierten den Zustand um 1850 und projektieren die in Zukunft anzustrebende Gestaltung der einzelnen Bauten (Abb. 5–7). Historistischer Dekor sollte dabei entfernt werden. Erste Purifizierungen wilhelminischer Fassaden erfolgten um 1938 (Abb. 8 und 9). Analog dazu wurde Einfluß auf die Gestaltung von Neubauten genommen (Abb. 10).

Allen diesen gestalterischen Aktivitäten der 30er Jahre liegt offenkundig der Wunsch zugrunde, die städtebaulichen Qualitäten eines früheren Freiburg wiederzugewinnen. Der angepeilte Zeithorizont ist die Mitte des 19. Jahrhunderts – aus der Sicht konservativer Stadtplaner die letzte Phase „anständiger Baugesinnung“, in der Bauten noch entsprechend ihrem Rang und ihrer Funktion gestaltet waren, ehe die Gründerzeit und der Historismus mit allen traditionellen Gestaltungshierarchien brachen. Hauptproblem aus dieser konservativ-wertenden Sicht: Die Geschäftshäuser der Jahrhundertwende dominierten im Straßenbild durch vorher unübliche Dimensionen. Schlimmer noch: Sie maßen sich mit ihrem historisierenden Dekor auch einen Apparat an Würdeformen an, der ihnen – architekturgeschichtlich gesehen – nicht nur nicht zustand, sondern der überdies den eigentlichen Baudenkmalern, den kirchlichen und profanen Repräsentationsbauten früherer Jahrhunderte, die Schau stahl. Die Generation vorher, verkörpert durch den rührigen Oberbürgermeister Otto Winterer, hatte auf dieses Problem noch mit der durchaus nicht unproblematischen Methode geantwortet, die alten Baudenkmalen ebenfalls kräftig zu dekorieren oder sie – wie im Fall der mittelalterlichen Tortürme – gar aufzustocken, damit sie im neuen Stadtbild nicht untergehen würden. In den 30er Jahren sah man demgegenüber die einzige Möglichkeit, wieder zu einem ausgewogenen Stadtbild zu kommen, darin, die präventösen historistischen Fassaden zu purifizieren, den lauten Dekor abzuschlagen und auf diese Weise die bürgerliche Bescheidenheit des biedermeierlichen Stadtbildes so weit wie möglich wiederzugewinnen.

Die Ablehnung der historistischen Architektur hatte nicht nur ästhetische,

sondern vor allem auch inhaltliche Gründe. Historistische Fassaden waren das Gewand, geradezu das Symbol der kapitalistischen Stadt, einer von Kommerz, Spekulation, Konkurrenz und Individualismus geprägten Stadt. Die aus konservativer, wenn nicht reaktionärer Haltung entspringende Kritik an der kapitalistischen Stadt hat alte Wurzeln, wie eine Postkarte aus den 1890er Jahren veranschaulicht. Betitelt „Freiburg's Kaiserstrasse im 20. Jahrhundert“, zeigt sie einen historistisch dekorierten, viergeschossigen Kaufhauskomplex. Die

einzelnen prächtigen Geschäfte haben durchwegs jüdische Namen, und sie verweisen immer wieder stolz auf ihre internationalen Handelsverflechtungen und Filialen in europäischen Hauptstädten. Die Postkarte zeigt daneben das „von ihren Käufern errichtete“ „Itzig & Cohn Denkmal“: Auf einem dicken Geldsack stehend, reichen sich zwei mit den üblichen physiognomischen Klischees als Juden charakterisierte Geschäftsleute zufrieden die Hand. Historistische Geschäftshausarchitektur als Gewand für internationales Kapital und jüdische



■ 5 bis 7 Beispiele der 1938 betriebenen Planung für die Innenstadtgestaltung. Derselbe Straßenabschnitt an der Kaiserstraße in der Dokumentation des Bestandes um 1938; als Rekonstruktion des Zustandes um 1850; als Projekt der angestrebten Neugestaltung.



■ 8 u. 9 Historistische Kaufhausfassade vor und nach der um 1938 durchgeführten „Purifizierung“.



■ 10 Das Geschäftshaus Müller am Bertoldsbrunnen – 1938 der erste Neubau, der die neuen Gestaltungsvorstellungen umsetzte – war nach dem Krieg auch der erste wiederhergestellte Bau im Stadtzentrum.

Geschäftsleute, die ihre Kunden ausbeuten: ein Komplex von negativ besetzten Klischees, der gerade in den 30er Jahren erst recht Verbreitung gefunden haben dürfte.

Das angestrebte Gegenbild hierzu war ein harmonisches Straßenbild, bestehend aus bescheiden auftretenden Einzelbauten, in denen biedere deutsche Geschäftsleute gleichsam nach zünftischen Regeln miteinander kooperieren sollten. Mit dem Zusammenwirken der Bauten und dem Einordnen des Einzelbaus in die übergeordnete städtebauliche Gesamtheit würde dann den (relativ wenigen) anerkannten Baudenkmalen eine unangefochtene Leitfunktion zukommen. Als gleichzeitige Analogie für die Verarbeitung dieser gesellschaftlichen Vorstellungen in einer anderen Kunstgattung sei nur kurz auf ein (im Nachrichtenblatt 19, 1990, S. 7 veröffent-

lichtes) Wandgemälde Adolf Riedlins in der Kantine der Freiburger Stadtwerke verwiesen: Auch hier ist das Thema die Einordnung des Einzelnen unter eine gemeinsame Sache und unter einen Führer – gleichsam ein Grundprinzip völkischer Gesellschaftsordnung.

Was erfahren wir hier über die damals gültigen Vorstellungen von Denkmalpflege, von ihren Aufgaben und Methoden? In unserer Disziplin lassen sich ja immer wieder zwei grundverschiedene Ansätze beobachten, wobei der Unterschied im Selbstverständnis des Denkmalpflegers liegt, in der Einschätzung der eigenen Position gegenüber den Objekten, den gebauten Geschichtsquellen. Von John Ruskin über Georg Dehio bis in die Gegenwart zieht sich eine Traditionslinie, in der sich der Denkmalpfleger in einer dienenden Haltung ge-



genüber der Geschichtsquelle, dem Monument sieht: einzelne Denkmale, aber aber auch Stadtstrukturen und Stadtbilder sind demnach zunächst einmal Zeugnisse ihrer eigenen, oft komplexen und widersprüchlichen Geschichte und als solche möglichst vollständig an die Nachwelt weiterzureichen. Ein wertender Ansatz gegenüber den Objekten ist zwar auch hier unvermeidlich – wie sollte man sonst aus der Masse des Gebauten das Schützenswerte auswählen? – doch bemüht man sich darum, über objektivierbare und rationale Kriterien zu einer möglichst wenig verfälschenden Auswahl zu kommen.

Die in Freiburg in den 20er und 30er Jahren propagierte und praktizierte Denkmalpflege verkörpert in besonders eindeutiger Weise die andere Tradition unseres Faches: hier wähnt sich der Denkmalpfleger in der Hauptrolle und maßt sich eine alles entscheidende, ordnende und gestaltende Rolle gegenüber den Objekten an. Seinen Vorstellungen da-

von, wie die Geschichte – eines Ortes, eines Bauwerks – eigentlich hätte verlaufen sollen, unterwirft er die materiellen Quellen; er korrigiert vermeintlich falsch Gelaufenes, arbeitet das ihm Wichtige heraus und schafft Verlorengegangenes einfach neu. Ganze Epochen, die aus weltanschaulichen oder ästhetischen Gründen für wertlos erklärt werden, können einer solchen „Denkmalpflege“ zum Opfer fallen.

Man würde es sich wahrscheinlich zu einfach machen, wenn man das Freiburger Stadtgestaltungskonzept rundheraus als nationalsozialistisch und völkisch abstempeln würde. Eher zeigt die Analogie und Nachbarschaft der Gedanken und der gestalterischen Konzepte, auf welcher Ebene und bis zu welchem Maß es eine gemeinsame Basis zwischen Ideen und Zielen von bürgerlich-konservativen Kreisen einerseits und Nationalsozialisten andererseits gegeben hat. Allerdings gibt es zumindest einen Plan aus dem Jahr 1938 von dem städtischen Architekten Fohr, der ähnlich



■ 11 „Planung einer neuen Raumordnung für eine dem anschwellenden Kraftwagenverkehr entsprechende Verkehrsführung im Stadtgebiet“, einschließlich Aufmarschstraßen und Parteitagsgelände; 1938 vom städtischen Architekten Fohr entworfen.

wie in anderen deutschen Städten zu dieser Zeit eine Planung mit Aufmarschstraßen und einem „Parteitagsgelände“ skizziert, und nahtlos mit den stadtgestalterischen bzw. „denkmalpflegerischen“ Aktivitäten derselben Zeit zusammenpaßt (Abb. 11).

Am 27. November 1944 zerstört ein Luftangriff den größeren Teil der Freiburger Innenstadt. Noch vor Ende des Jahres 1945 ist Schlippe mit der Ausarbeitung eines Wiederaufbauplanes beschäftigt, der sich nahtlos an die Sanierungs- und Gestaltungskonzepte der Vorkriegszeit anschließt. Bei der Vorstellung seines Konzeptes vor dem Freiburger Stadtrat am 11. Dezember 1945 lehnt Schlippe einen Wiederaufbau in „radikalem neuem Geist“ ab. Dagegen sei die Absicht, sich an das alte Stadtbild anzulehnen, „auch eine selbstverständliche Folge der gesunden architektonischen Auffassung gerade der besten künstlerischen Kräfte, die ja eine pietätvolle Tradition befürworteten, freilich aber auch jede romantisch verlogene Kulissen-Architektur ablehnten. Man komme also aus historischer Überlegung und logischer Einstellung zu ... dem Ergebnis, daß die Stadt auf dem alten Grundriß derart aufgebaut werden müsse, daß die erhaltenen Baudenkmäler, wie Münster, Kaufhaus, Rathaus usw., als die hervorragenden Schmuckstücke in einem neuen Stadtgebilde ständen, das eine klare, saubere und bewußt sich unterordnende Rolle zu spielen habe“: wie die Ideen hat auch die Sprache das Kriegsende unbeeindruckt überstanden. Für Schlippe sind die Kriegszerstörungen „ein Unglück ja – aber auch eine Gelegenheit“ – eröffnet sich doch damit die Chance, nun in kürzerer Zeit und in klarerer Weise die seit den 20er Jahren ausgearbeiteten stadtgestalterischen Ziele zu verwirklichen, die durch Sanierung und Purifizierung einzelner Parzellen und Bauten nur sehr langsam durchzusetzen gewesen wären.

Die Vorteile, die die flächige Zerstörung aus der Sicht der Stadtplaner bietet, liegen auf der Hand: Die Zerstörungssituation ermöglicht einen neuen Parzellenzuschnitt – den eine „Umlegungsbehörde“ eigentumsrechtlich abwickelt – und ein neues Verkehrskonzept. Die vorher verwinkelten und undurchdringlichen Blockinnenräume können nun großzügiger organisiert werden; in einigen Fällen gelingt es sogar, hier einen Wirtschaftshof mit gemeinsamer Anlieferung einzurichten. Wichtige Veränderungen, die sonst sicherlich an eigentumsrechtlichen Problemen gescheitert wären, sind nun möglich: zum einen können nun Arkaden für die

Neubauten entlang der Kaiser-Joseph-Straße vorgeschrieben werden, zum anderen werden, beispielsweise in der Bertoldstraße, die Fassadenfluchten erheblich zurückgenommen, um die Querachse des „Zähringerkreuzes“ aufzuweiten. Beide Ideen basieren übrigens auf der baugeschichtlichen Forschung Hamms; ihre Ausführung ist gleichsam eine sich selbst bestätigende Interpretation der Freiburger Stadtbaugeschichte. Hamm postulierte das „Zähringerkreuz“ im Stadtgrundriß: Im Freiburger Stadtbild der Nachkriegszeit ist es – dank der starken Aufweitung vor allem der Bertoldstraße – plötzlich deutlich nachvollziehbar. Die Arkaden gab es zwar in Freiburg nicht, aber andere Zähringerstädte haben sie, was ihre Einführung legitimiert: somit erkennt man heute die gestalterischen und typologischen Gemeinsamkeiten dieser Städtefamilien weit besser als früher. Kein Wunder, daß K. Gruber über den Freiburger Wiederaufbau – ganz ohne Ironie – urteilt, die Stadt sei damit „freiburgerischer als vor der Zerstörung“.

Die Probleme, die Schwachstellen des Konzeptes liegen indessen auf der gestalterischen Ebene und sind in seiner Entstehungsgeschichte begründet: ein denkmalpflegerisch motiviertes Konzept, das auf schrittweise gestalterische Verbesserungen an einer dichten historischen Baustruktur zielte, ist zur Grundlage für schnellen und flächendeckenden Neubau gemacht worden. Dafür ist es jedoch nur mäßig geeignet – kein Wunder, ist doch der Grund seiner Existenz, nämlich die dichte mittelalterliche Baustruktur, weitgehend abhanden gekommen.

Vor dem Krieg ging es darum, die vermeintlich zu laute äußere Gestaltung der (im Kern meist selbst historisch wertvollen) Durchschnittbauten zwischen den anerkannten Baudenkmalern – also sozusagen die Füllarchitektur zwischen den Dominanten – soweit zu entschärfen, daß wieder ein hierarchisch deutlich geordnetes Stadtbild erkennbar würde: im damaligen Verständnis eine denkmalpflegerisch motivierte Aktion. Rundum erfolgreich ist später das Wiederaufbaukonzept denn auch dort, wo es nur um das unauffällige Schließen von Lücken ging, wo also tatsächlich nur Füllarchitektur – entsprechend der ursprünglichen Logik – produziert zu werden brauchte.

Unzulänglichkeiten offenbart das Konzept dort, wo große Flächen zerstört und ganz neu zu bebauen sind. Die Neubauten der unmittelbaren Nachkriegszeit, beispielsweise an der

Hauptgeschäftsstraße, orientieren sich an den Leitlinien für die Füllbauten und erzeugen daher gerade in der Ansammlung nur ein recht einförmiges, wenig ausdrucksstarkes Bild: ihnen fehlt das historische Umfeld. Wenigstens einige gestalterisch herausragende, repräsentative Bauten, städtebauliche Dominanten, wären als Tragegerüst notwendig – aber neue Dominanten zu schaffen, ist weder Schlippe noch den Architekten seines Umkreises gegeben: In einer städtebaulichen Auffassung, die alle neue Architektur den Baudenkmalern unterordnet, sind neue Dominanten ein Widerspruch in sich.

So hat die Rekonstruktion von völlig zerstörten Baudenkmalen eine entscheidende Bedeutung für das Funktionieren des städtebaulichen Konzeptes. Sie gelingt nicht überall und oft erst sehr spät. Mit dem Kageneckschen Haus am Bertoldsbrunnen (Abb. 12) wird im Zentrum der Innenstadt ein erster Versuch unternommen, der auf halbem Wege zwischen Rekonstruktion und konservativer Neuschöpfung verharret. Die äußerlich mehr oder weniger getreu wiederhergestellten Bauten – in erster Linie das Großherzogliche Palais (1965), das Kornhaus (1970), die Gerichtslaube (1975) und die Deutschordenskom-

mende (1986, Abb. 13) – erfüllen ihre stadtgestalterische Funktion in ihrem jeweiligen Wirkungskreis, aber in weiten Bereichen, vor allem im nördlichen Teil der Altstadt, gab es kaum Bauten, die nach damaliger Einschätzung als Denkmale galten. Für die Wiederherstellung des einzigen nennenswerten Einzelobjektes hier, des schon im 19. Jahrhundert profanierten und umgebauten Predigerklosters in Unterlinden, hatte sich Schlippe lange, aber letztlich vergebens eingesetzt. So ist es kein Wunder, daß der Wiederaufbau in diesen Quartieren – wohl auch nach Einschätzung seiner Väter – eine Zone städtebaulicher Langeweile erzeugt hat. Dies gilt auch für den größten Teil der Kaiser-Joseph-Straße, die vor allem durch ihr geschäftiges Treiben gerettet wird (Abb. 14).

Doch auch der Mißerfolg des Freiburger Wiederaufbaukonzeptes ist nur ein relativer: Totale städtebauliche Ödnis hätte die progressive Architektenfraktion mit ihren Entwürfen garantiert. Am Karlsruher Lehrstuhl von Otto Ernst Schweizer, den Schlippe schon 1947 als Hauptkontrahenten fürchtete und von dem, nebenbei bemerkt, mit dem Kollegiengebäude II der Universität (1959) eine der wirkungsvollsten städtebaulichen Domi-

■ 12 Das Haus Kapferer am Bertoldsbrunnen wurde seinem zerstörten Vorgänger beim Wiederaufbau relativ frei nachempfunden.

■ 13 Die Fassade der ehemaligen Deutschordenskommande wird unter Verwendung originaler, geborgener Teile rekonstruiert (1986).





■ 14 Die Bebauung im Stadtzentrum aus den 50er Jahren, hier beim Bertoldsbrunnen, ordnet sich den Vorgaben des Wiederaufbaukonzeptes unter.

nanten in der Altstadt stammt, entstanden im Sommer 1949 vierzehn Entwürfe für den Wiederaufbau Freiburgs, die durchweg sehr selbstbewußt mit dem historischen Ort umsprangen (Abb. 15): sie hätten den ortsspezifischen Charakter, den das konservative Konzept wenigstens in verdünnter Form hat bewahren können, gründlich ausgetrieben.

Es ist offenkundig, daß Schlippes stadtgestalterische Leitlinien bald nach seiner Pensionierung als Leiter des städtischen Wiederaufbaubüros im Jahr 1951 an Verbindlichkeit verloren. Bis heute vorgeschrieben blieb das relativ steile Sattel- oder Walm-dach, auch wenn einzelne Architekten – etwa beim Geschäftshaus Herder (1968 von Herbert F. Kaspar) – es so zu kaschieren verstanden, daß der Eindruck eines Flachdachs vermittelt wurde. Nur die staatlichen Neubauten, vor allem die für das Universitätszentrum, konnten sich erlauben, sich selbst diesem Diktat zu entziehen. Weitgehend befolgt wurde auch die Vorschrift, ein kräftiges Traufgesims anzubringen. Dagegen wurde natürlich sehr bald nicht mehr in traditioneller Technik mit massivem Ziegelmauerwerk gebaut, sondern es entstanden moderne Stahlbeton- bzw. Stahlskelettbauten, die nur mehr oder weniger anpassender verkleidet wurden. Dabei nahm man sich bald bei der Gestaltung der Fassadenflächen und bei der Größe, Proportionierung und Anordnung der Fenster große Freiheiten heraus und entfernte sich immer mehr von den rigiden Vorstellungen Schlippes. Nur recht wenige, vor allem die frühesten Häuser des Wiederaufbaus werden Schlippes Konzept vollständig gerecht und veranschaulichen es im heutigen Straßenbild (Abb. 16).

Den Bogen von der denkmalpflegerischen Motivation des Schlippeschen Konzeptes zum heutigen Umgang mit demselben schlagend, ist zum Abschluß die Frage nach dem Denkmalwert der Freiburger Wiederaufbauarchitektur und nach dem denkmalpflegerischen Umgang mit ihr zu stellen. Das Konzept und seine Geschichte vermögen so viele Informationen und Einsichten über Architektur und Städtebau der Mitte unseres Jahrhunderts und ihre gedanklichen Hintergründe zu vermitteln, daß dieser Quellenwert sicherlich auch Denkmaleigenschaft im Sinne des Denkmalschutzgesetzes begründen kann. Aber wie soll man aus der Vielzahl gleichartig gemeinter Einzelbauten diejenigen bestimmen, denen man im Sinne des Gesetzes Denkmaleigenschaft zuerkennt? Das Bild der Freiburger Innenstadt steht als Gesamtanlage im Sinne von § 19 DSchG unter Schutz, und man kann sicherlich davon ausgehen, daß das vom Wiederaufbaukonzept geprägte Erscheinungsbild der Stadt grundsätzlich akzeptiert und ungefährdet ist. Innerhalb dieses Stadtbildes haben sich als Kriterien für die Ausweisung von einzelnen Kulturdenkmälern, denen der volle Schutz des Denkmalschutzgesetzes zugestimmt wird, insbesondere drei Gesichtspunkte herausgeschält:

- es sollte sich um frühe Beispiele handeln;
- sie sollten von Schlippe selbst bzw. von Architekten aus seinem engeren Umkreis stammen;
- sie sollten so weit wie möglich im authentischen Bestand und Erscheinungsbild erhalten sein.

Diese Kriterien treffen letztlich nur auf eine Handvoll Bauten zu, aber im Kontext eines aus recht gesichtslosen

■ 15 Ein am Lehrstuhl O. E. Schweizers in Karlsruhe entstandenes „progressives“ Wiederaufbaukonzept sah um das Münster nur gleichförmige Zeilenbauten vor.



■ 16 Das Haus Bohny, einer der frühen, auch im Detail noch handwerklich-traditionell durchgearbeiteten Neubauten im Stadtzentrum, ist ein Beispiel für die relativ wenigen Einzel-Kulturdenkmale des Wiederaufbaus in Freiburg.



Bauten zusammengesetzten, essentiell ungefährdeten Gesamtbildes dürfte es angezeigt sein, sich mit dem Denkmalschutz im engeren Sinne auf wenige, wirklich dichte Objekte zu konzentrieren.

Herrn Baudirektor Paul Bert, Stadtplanungsamt Freiburg, danke ich für die Überlassung einer Fotografie der erwähnten Postkarte.

Literatur:

Ausstellungskatalog „Freiburg 1944–1994. Zerstörung und Wiederaufbau“. Freiburg i.Br. 1994; vor allem die Beiträge von B. Vedral, P. Bert und J. Stadelbauer auch mit weiterführenden Literaturangaben.

B. Vedral: Altstadtsanierung und Wiederaufbauplanung in Freiburg i.Br. 1925–1951 (Stadt und Geschichte. Neue Reihe des Stadtarchivs Freiburg i.Br. 8), Freiburg 1985.

Dr. Leo Schmidt
Brandenburgische
Technische Universität
Lehrstuhl für Denkmalpflege
Karl-Marx-Straße 17
03044 Cottbus

„... Verzehrt vom Feuer soll der Leib
mir werden, In Rauch
und Asche soll er schnell vergehn ...“

Das Freiburger Krematorium

Gitta Reinhardt-Fehrenbach



■ 1 Idealansicht des Freiburger Krematoriums, 1912 (LDA 1995).

Zunehmendes Umweltbewußtsein und in Folge davon schärfere Emissionsschutzverordnungen beeinflussen nicht nur Industriebetriebe, Kraftwerke usw., sie haben auch Auswirkungen auf Bauwerke, bei denen man dies zunächst nicht erwarten würde. 1994 erging an die städtische Friedhofsverwaltung die Forderung, daß die Abgasgrenzwerte des Freiburger Krematoriums die gesetzlich vorgeschriebenen neuen Auflagen zu erfüllen haben. Dies hätte, nach ersten Umbauplanungen, zur weitgehenden Zerstörung des Kulturdenkmals geführt.

Planung und Bau des Krematoriums in Freiburg

„Morgen in das kühle Grab!“ ... So hieß es bisher in dem bekannten Morgenrot-Lied. Die Fassung ist rückständig. Jetzt muß es heißen: „Morgen in des Ofens Glut!“ Mit vier Stimmen Mehrheit ist gestern die Krematoriumsvorlage durchgegangen, aber diese paar Stimmen genügen, um unser Freiburg mit einem „kannibalischen“ Bratofen zu „beglücken“. Mit diesen Worten kommentierte eine Freiburger Tageszeitung im November 1912 das Ende des jahrelangen Streites im Freiburger Rat um den Bau eines Krematoriums (Stadtarchiv C 3 51.2).

Im nordöstlichen Teil des städtischen Friedhofs befindet sich das nach jahrelangen kommunalpolitischen Auseinandersetzungen 1913/14 im Stile eines „griechischen“ Rechteck-Tempels mit Vorhalle errichtete Krematorium. Die Pläne stammen vom städtischen Hochbauamt; verantwortlich zeichnete wohl der Freiburger Architekt Rudolf Thoma. Auf rechteckigem Grundriß erhebt sich das eingeschossige Gebäude, dessen Untergeschoß sich – gleich einem Sockel – teilweise aus dem Boden erhebt. Dem rechteckigen Baukörper ist ein viersäuliger, dorischer Portikus vorgelegt. Dorische Freisäulen – bzw. der Wand aufgelegte Halbsäulen – tragen ein Gebälk, dessen Fries mit Rosetten und stilisierten Ochsenschädeln dekoriert ist, darüber das mit Akroteren gezierte Satteldach, das jeweils an der Giebelseite durch eine auf einem kunstvollen Gestell sitzende Schale bekrönt wird. Die Fassadenverkleidung ist in Kunststein, der Sockel in Granit-Imitation ausgeführt.

Über eine mehrstufige Treppe gelangt man zur Vorhalle mit kassettierter Decke und betritt den Versammlungsraum durch eine geschoßhohe, mittige Eingangstür. Der Innenraum wird im nördlichen Bereich durch vier Säulen bzw. Halbsäulen in den eigentlichen Feierraum und einen hin-



■ 2 Heutige Ansicht des Freiburger Krematoriums (LDA 1995).

■ 3 Der durch dorische Pilaster gegliederte Innenraum des Freiburger Krematoriums (LDA 1995).

ten anschließenden, schmalen Bereich geteilt. In letzterem befindet sich zentral der Aufbahrungszug mit darunterliegendem Sargaufzug. Eine dorische Pilasterordnung mit aufliegendem Fries, der ebenso wie die Decke einfach kassettiert ist, gliedert den Innenraum.

Im Untergeschoß des Krematoriums befinden sich heute zwei mit Gas zu heizende Verbrennungsöfen sowie Aufenthaltsräume für die Friedhofbediensteten. Die maschinelle Einrichtung ist getrennt vom Festraum, der versteckte Einbau des Kamins – der Rauch tritt unter der Schale über dem hinteren Giebeldreieck hervor – kaschiert ebenfalls geschickt den technischen Aspekt des Krematoriums.

„Schon in der Vorlage vom 1. Februar 1894, welche der Stadtrat an den verehrlichen Bürgerausschuß über die Erstellung des neuen Friedhofs erstattet hat, war ... die Frage beantwortet worden, ob bei dieser Gelegenheit auch auf die Erbauung einer Feuerbestattungsanstalt Bedacht genommen werden solle. Der Stadtrat hat damals die Frage prinzipiell bejaht, aber den Zeitpunkt noch nicht als gekommen erachtet, in welchem eine derartige

Anstalt sich unbedingt als nötig erwiesen habe. Immerhin wurde festgestellt, daß die Bewegung für Einführung der Feuerbestattung in ständiger Zunahme begriffen sei und daß das neue Friedhofsprojekt nicht nur eine, sondern verschiedene Möglichkeiten biete, um einer späteren Vereinigung von Interessenten die gewünschte Bauermächtigung zu gewähren.“ Dies ist die Einleitung zur Vorlage für den Rat der Stadt Freiburg (Stadtarchiv C3 51.1), der, im Jahre 1906, über die Erbauung eines Krematoriums entscheiden sollte. Betrieben wurde dies u.a. von dem in der Stadt ansässigen Feuerbestattungsverein. Der Stadtrat befürwortete mit 67 zu 38 Stimmen den Bau. Vorausgegangen waren heftige Debatten über die Notwendigkeit der Einrichtung eines „Leichenofens“. Stoff zur Auseinandersetzung lieferten vor allem ethische, religiöse Argumente, aber auch wirtschaftliche Erwägungen. Daß die Stadt selbst und somit jeder Bürger – gleichgültig, wie er sich zur Leichenverbrennung stellt – das Krematorium finanzieren sollte, denn der Feuerbestattungsverein war lediglich bereit, 15 000 Mark beizusteuern, leuchtete vielen nicht ein. „Man weiß, daß nur die oberen, die reichsten Kreise sich

für die Verbrennungsidee begeistern“ lautete einer der Vorwürfe, die die Befürworter eines Krematoriums in der Debatte zu hören bekamen. Das Zentrum lehnte den Antrag geschlossen ab: „Die heutige Vorlage habe die Katholiken tief geschmerzt, weil sie sich in ihrem Gewissen verletzt und in der Seele angegriffen gefühlt haben“, die Vertreter des liberalen Blocks und die Sozialdemokraten fanden sich in der Verhandlung und in der Abstimmung auf dem „Boden der gemeinsamen Weltanschauung“ schreibt der Freiburger Bote in seiner Berichterstattung von der Gemeinderatsitzung (Stadtarchiv C3 51.1). Im Jahre 1907/08 wurde ein Architektenwettbewerb zum Bau eines Krematoriums in Freiburg veranstaltet. Trotz des großen Zuspruchs – 84 Entwürfe wurden eingesandt – ruhte die „Sache“ weitere Jahre und kam erst im Juli des Jahres 1912, nachdem dort vertagt wurde, im November zur nochmaligen Vorlage im Stadtrat. Der Entscheidung zugrunde lag 1912 eine Planung des städtischen Hochbauamts, wohl von Architekt Rudolf Thoma, der einen Entwurf im Stile eines „griechischen Tempels“ gefertigt hatte.

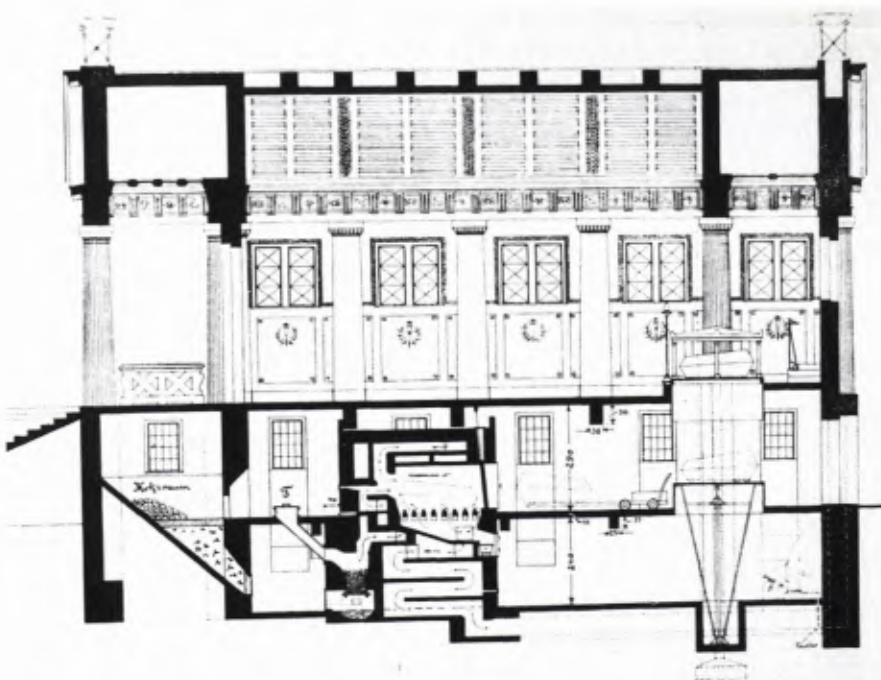
In der Vorlage für den Stadtrat (Stadtarchiv C 3 51.2) heißt es am 14. Juni 1912: „ Ein Konkurrenzausschreiben hat 84 Projekte ergeben, von denen 3 preisgekrönt und weitere 5 angekauft worden sind. Aufgrund dieser und nach wiederholter Besichtigung bereits bestehender auswärtiger Verbrennungsanlagen hat unser Bauamt den jetzt vorliegenden Entwurf ausgearbeitet ... (Er) ist in einfacher und doch würdiger Form gehalten; trotz-

dem jedes kostspielige Beiwerk ferngehalten ist, wird der beabsichtigte Bau der Stätte, wo er stehen soll, nicht zur Unzierde gereichen.“ Daß der Einsatz modernster Technik nicht im Gegensatz zum emotionsgeladenen Kult herkömmlicher Bestattung steht, beweist in eindrücklicher Weise die idealisierte Architekturskizze des Freiburger Krematoriums, die auch dem Freiburger Gemeinderat bei seiner Abstimmung vorlag.

Die Debatten im Stadtrat wurden nicht weniger heftig als sechs Jahre zuvor geführt, die Polemik hatte sich sogar gesteigert. Der Bau eines Krematoriums wurde von zahlreichen Stadträten als Angriff auf die katholische Kirche in der Bischofsstadt Freiburg bzw. alle gläubigen Menschen empfunden, als maßgebliche Drahtzieher galten die Freimaurer, zu denen sich auch der Vorsitzende des Feuerbestattungsvereins bekannte. Wie andernorts wurde auch in Freiburg die Idee der Feuerbestattung im wesentlichen von Angehörigen des aufgeklärten Bürgertums – darunter vielen Freiberuflern – vertreten.

Der Bau des Krematoriums war mit einer Bausumme von 100 000 Mark veranschlagt, wovon der Feuerbestattungsverein mittlerweile bereit war, 20 000 Mark zu übernehmen. Knapp, mit 56 gegen 52 Stimmen, fiel die Entscheidung für den Bau des Krematoriums.

Im März 1913 wurden die Rohbauarbeiten, „die in der Hauptsache aus Zementbeton, Zementeisenkonstruktionen und Kunststein bestehen“ aus-



■ 4 Längsschnitt durch das Freiburger Krematorium, 1912 (LDA 1995).

geschrieben. Der Ofen des Krematoriums wurde von der Firma Topf aus Erfurt geliefert – als Brennmaterial war Gaskohle vorgesehen. Zwar war eine Delegation der Stadt beim Besuch des Krematoriums auf dem Pragfriedhof in Stuttgart sehr vom dortigen Ofen – hergestellt von der Firma Schneider – beeindruckt gewesen, doch entschied letztendlich eindeutig die gespannte Finanzlage der Stadt. Die Firma Topf, die noch keinen Ofen in einem Krematorium installiert hatte, war bereit den Freiburgern 50% Preisnachlaß für das Errichten einer „Modellanlage“ zu gewähren. Leider war dieses „Modell“ mit zahlreichen Mängeln behaftet, die beinahe zu einer gerichtlichen Auseinandersetzung zwischen der Firma Topf und der Stadt Freiburg geführt hätten. Die erste Einäscherung in Freiburg fand im Frühjahr 1914 statt. In den 60er Jahren wurde die Befuerung auf Gas umgestellt, es wurden zwei neue Öfen eingebaut, die bis heute ihren Dienst tun.

Das Krematorium – eine neue Bauaufgabe des späten 19. Jahrhunderts

J. Schweizer hat in seinem Buch „Kirchhof und Friedhof, Linz 1956, herausgearbeitet, daß weder die Verweltlichung des Bestattungswesens noch der Vorrang der Hygiene zur Ausbildung neuer Methoden der Leichenbeseitigung hätten führen müssen. „Es mußte schon eine neue Geisteshaltung zur Ausbildung neuer Formen drängen, da sich das Verhältnis zum Tode und zu den Toten geändert hatte. ... Es scheint, daß erst die Verbindung der neuen Weltanschauung mit politischen Zielen zur Suche nach neuen Wegen in der Behandlung der sterblichen Reste eines Menschen drängte. Eine neue Bestattungsmethode mußte ja zu einer sichtbaren Bekundung nicht nur der eben erworbenen neuartigen Ansichten über den Tod und die letzten Dinge wer-

den, sondern vielleicht noch mehr ein Zeugnis der Ablehnung der bisherigen staatlichen und sozialen Ordnung. All das, was die Aufklärung finsterner Mittelalter und Aberglaube nannte ... all das war ja in der Anlage und den Monumenten des Begräbnisplatzes ebenso eindringlich abgebildet wie im Zeremoniell des Begräbnisses selbst. So scheint es nur folgerichtig zu sein, daß die Aufklärung auch die ersten Versuche mit sich brachte, eine neue Form der Bestattung, vor allem aber eine neue Art der Leichenbeseitigung einzuführen.“ Da die Aufklärung in vielem auf die Antike zurückgriff, suchte man auch dort nach Vorbildern für eine „neue“ Bestattungsart. Neben diesen geistesgeschichtlichen Quellen, die sich in der zeitgenössischen Literatur nur zwischen den Zeilen erschließen, führten die Befürworter der Feuerbestattung vorwiegend die hygienischen, ästhetischen und ökonomischen Gründe, die für die „neue“ Bestattungsform sprechen, auf. Erst die Erfindung der Regenerator-Gasfeuerung durch Friedrich Siemens im Jahre 1867 und die in den darauffolgenden Jahren durchgeführten Versuchsverbrennungen ermöglichten es aber, an eine der Erdbestattung gleichgestellte Feuerbestattung zu denken.

Fritz Schumacher geht in seinem Buch „Die Feuerbestattung“ (= Handbuch der Architektur IV. Teil, 8. Halbband, Heft 3b, Leipzig 1939) auf die Anforderung ein, die die Feuerbestattung an den Architekten stellt. Er führt aus, daß man bei kaum einer anderen architektonischen Aufgabe in höherem Maß verlangt, daß Kunst versuchen muß, ihre Wirkung auszuüben, als bei diesem mit den Forderungen des Todes in engstem Zusammenhang stehenden Bau. „Es ist die ungeschriebene Seite des Programms der Bauaufgabe „Krematorium“, eine seelisch und physisch bittere Notwendigkeit zu adeln. Das bedeutet, der Architekt muß den Untergrund schaffen für das,

was Religion in solchen Augenblicken letzten Abschieds zu sagen hat, er muß den Bau heben in die Sphäre des Sakralen. ... Ist diese feierliche Seite der Anlage schon an sich eine ungewöhnliche Aufgabe, so ist doch das eigentliche Problem des Krematoriums damit noch gar nicht berührt. Es beruht darauf, daß ein große Ansprüche stellender feierlicher Betrieb mit einem große Ansprüche stellenden technischen Betrieb organisch verbunden werden muß. Zwei äußerste Gegensätze müssen gestaltend so vereinigt werden, daß sie untrennbar verwachsen.“

Gotha 1878. Das erste Krematorium auf deutschem Boden nahm im Jahre 1878 in Gotha seinen Betrieb auf. Es wurde in ein bereits bestehendes, tempelartiges Gebäude eingebaut. Die Anordnung des Verbrennungsofens erfolgte unter der Feierhalle, der Sarg konnte mittels einer Versenkungsanlage geräuschlos nach unten gleiten. Architektursprache und Organisation waren beispielgebend für eine Reihe von Folgebauten.

Heidelberg 1891. Die Heidelberger Feuerbestattungsanstalt – eine kleine offene Halle im „griechischen“ Stil – wurde als zweite im Deutschen Reich und als erste in Baden 1891 in Betrieb genommen. Die Finanzierung erfolgte ohne jeden öffentlichen Zuschuß durch Privatleute in Form von zurückzahlbaren, unverzinslichen Anteilscheinen. Wie in Gotha erfolgte eine klare Trennung zwischen der oberirdischen Trauerhalle und dem Einäscherungsraum im Keller.

Zürich 1889. Bereits zwei Jahre zuvor war in Zürich auf dem Friedhof Sihlfeld das erste Krematorium der Schweiz „feierlich eingeweiht“ worden. Der „in edelstem griechischen Stile gehaltene schöne rechteckige Tempel“ unterscheidet sich von den bisher besprochenen Krematorien durch seine innere Organisation, an-

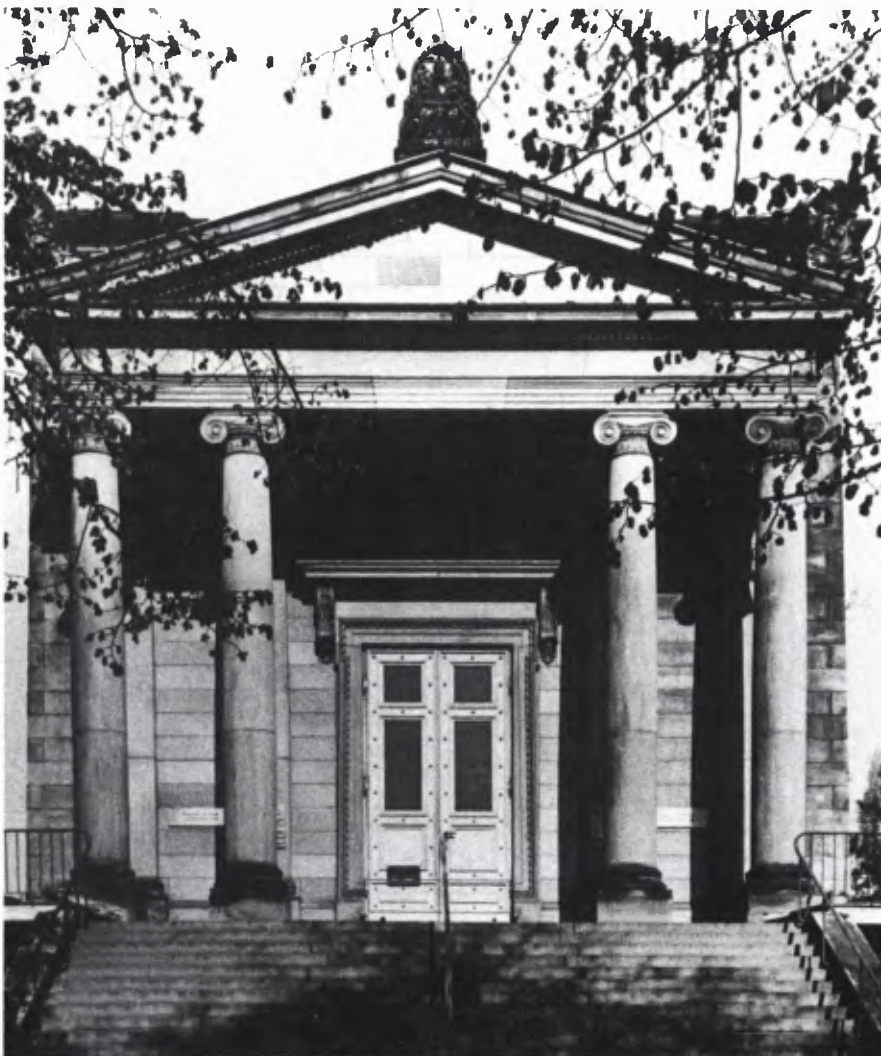


■ 5 Das Krematorium in Gotha, 1878 nach Plänen des Architekten Bertuch errichtet (Repro LDA 1995).



■ 6 Eine kleine, offene Halle diente als Feierraum im 1891 errichteten Heidelberger Krematorium (LDA 1979).

■ 7 Eingangsfassade des Mannheimer Krematoriums (LDA 1977).





■ 8 Das Hamburger Krematorium mit seinem campanileähnlichen Schornstein (Repro LDA 1995).

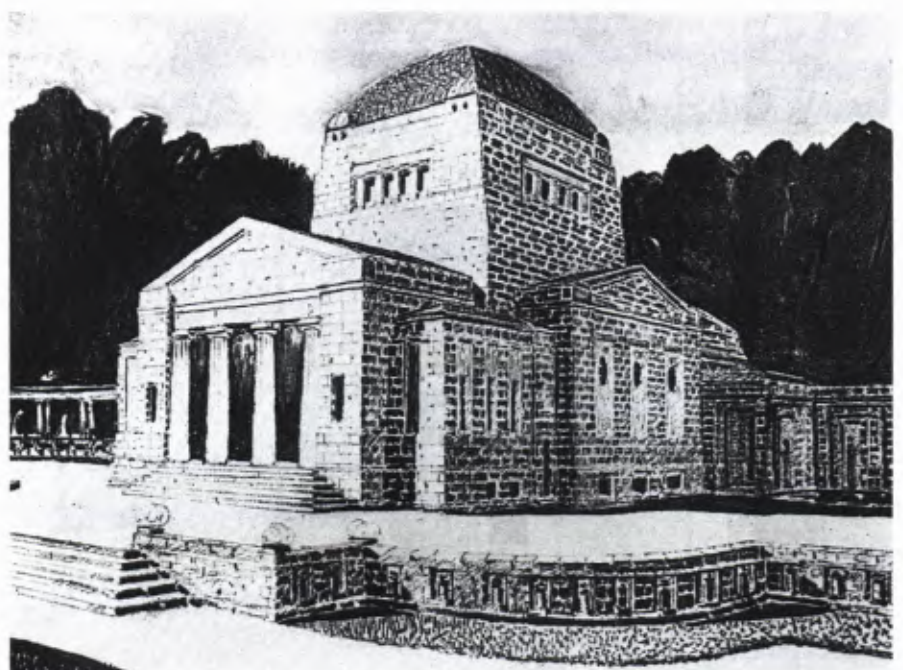
statt des senkrechten erfolgt der waagrechte Transport des Sarges in den Verbrennungsofen. Im Innenraum, der auch als Urnenhalle konzipiert ist, erhebt sich an zentraler Stelle der „freistehende, von einem Gußeisenmantel umgebene Katafalk ... Vor der Ofenöffnung ruht ein sargähnlicher Behälter, der dazu dient, empfindlicheren Naturen den Anblick des rotglühenden Innenraumes zu ersparen. Der Sarg wird vom unmittelbar an den Ofen anschließenden Tisch, der die Höhe des Rostes hat, mechanisch der Verbrennung zugeführt“. (Nievergelt u.a.: Das erste und zweite Krematorium der Stadt Zürich, in: Berichte der Züricher Denkmalpflege 1991/92). In dem 1913/15 errichteten neuen Krematorium in Zürich wurde bei anderer Architektursprache die innere Organisation von 1889 beibehalten. Die sichtbare Präsenz des Ofens, als Verwandlungsort des Leibs zu Asche wurde in Deutschland erst später in der Architektur moderner Krematorien umgesetzt. Vielfältig waren und sind dagegen die Vorrichtungen, die den Sarg verbergen, um ihn – mittels Aufzug – in das Kellergeschoß zu transportieren, in dem sich die Verbrennungsofen sonst befinden.

Leipzig 1905. Nina Anna Krieg beschreibt in ihrer Dissertation „Schon Ordnung ist Schönheit“ die Innengestaltung des Krematoriums auf dem Leipziger Südfriedhof (1905/10): „in der Kapelle wird der Sarg einen Meter tief versenkt und dann innegehalten, damit der Segen gesprochen werden kann, und die Trauernden treten an diese Öffnung – mit ihren schwarzen marmorverkleideten Wänden „grabähnlich“ wirkend – heran, um die Blu-

mengrüße wie am offenen Grabe hinabzuwerfen; dann verschließen sich über dieser Öffnung zwei kunstvoll gestaltete Bogendeckel, der Sarg sinkt auf eine Tiefe von drei Metern unter Niveau ab, wo er dem Verbrennungsofen zugeleitet wird.

Mannheim 1899. Elemente antiker Tempelarchitektur wurden 1899/1900 ebenfalls für die Eingangsseite des Mannheimer Krematoriums, dem sechsten im Deutschen Reiche, aufgegriffen. (V. Keller, Das alte Krematorium in Mannheim, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 14. Jahrg. 1985). Der Schornstein, dessen technische Notwendigkeit den Architekten viel Kopfzerbrechen abverlangte, wurde in einem der vier, das Gebäude flankierenden Pylone untergebracht.

Hamburg 1891. 1891/92 bedient sich der Hamburger Architekt Ernst Paul Dorn des Zentralbaugedankens für den Bau des ersten Hamburger Krematoriums im Stadtteil Ohlsdorf. Durch seinen circa 25 m hohen Schornstein mit Zinnenkranz erinnert der Bau, der barocke, romanische und byzantinische Elemente aufweist, an eine Moschee. Um einen polygonalen Zentralraum werden die notwendigen Nebenbauten gruppiert. Auf die Zeitgenossen, die die Arbeit des Architekten Dorn eher mit Industrieanlagen verbanden, machte die „Hamburger Leichenverbrennungsanstalt keinen besonders pietätvollen Eindruck.“ Norbert Fischer schreibt in seinem Beitrag: Technik, Tod und Trauerkultur, Zur Einführung der Feuerbestattung in Hamburg 1892: „... der späthistoristische Stil des Hamburger



■ 9 1. Preis im Wettbewerb für ein Freiburger Krematorium 1907/08 (Repro der Skizze, LDA 1995).



■ 10 Krematorium auf dem Stuttgarter Pragfriedhof von 1905/07 (LDA 1995).

Krematoriums verweist auf grundsätzliche Probleme der Baukunst in der Zeit der Industrialisierung. Der Historismus mit seiner reichhaltigen Fassadenkultur gilt architekturgeschichtlich als Mittel zur Humanisierung – Beseelung – einer industriell-technischen Welt, die vor allem aus traditioneller Perspektive als kalt und nüchtern empfunden wurde. ... beim Historismus (treten) Inhalt und Form auseinander; traditionelle Elemente werden zu einem auswechselbaren Dekor, das der veränderten Realität äußerlich bleibt. So sind denn auch in der Architektur des Hamburger Krematoriums die zeitgenössischen Widersprüche zwischen Technik und Kultur entschlüsselbar.“ „Der in Hamburg-Ohlsdorf erstmals bei einem Krematorium verwirklichte Zentralbaugedanke war Vorbild für viele der daraufhin in kurzen Zeitabständen errichteten Leichenverbrennungsanlagen. Inspiriert war diese Bauform von den Bauideen der Mausoleen und Heiliggrab-Rotunden, beide häufig mit überkuppeltem Zentralbau.

Die Architektur der ersten Krematorien hatte verhüllenden Charakter. Der Verbrennungsöfen, die Zufüh-

rung des Sarges, Kamin und Heizmaterialien wurden verhüllt durch Architektur, die der Formensprache der klassischen Antike verpflichtet ist; einer Zeit, in der die Wurzeln der Feuerbestattung liegen. Die Technik blieb unsichtbar, dem emotionalen Bedürfnis nach den tradierten Riten der Erdbestattung wurde Rechnung getragen. Die Auswahl der Materialien und die Architektursprache betonten das feierliche, sakrale Moment.

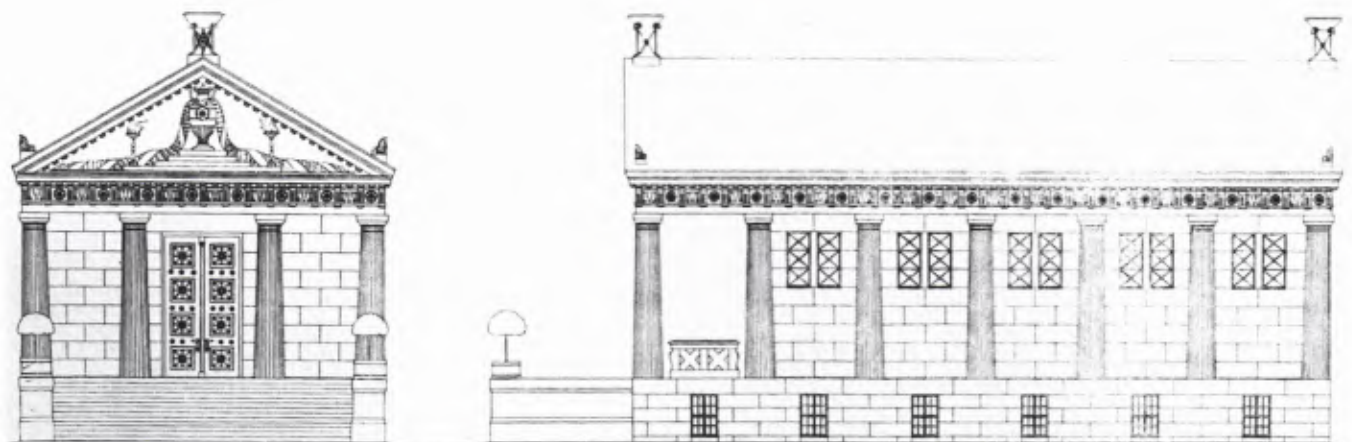
Freiburg – Wettbewerb und endgültige Planung

Der Zentralbaugedanke spiegelt sich in den Beiträgen zum bereits oben erwähnten Skizzenwettbewerb für ein Krematorium in Freiburg wider, der im April 1908 entschieden wurde. Die Vorgaben waren folgende gewesen: Versammlungsraum für etwa 150–200 Personen mit Vorhalle, die gleichzeitig als Columbarium dienen sollte; im Untergeschoß Raum für zwei Verbrennungsöfen mit zusätzlichen Nebenräumen; weitere Nebenräume und die erforderlichen Einrichtungen wie einen Kamin.

Ein Kritiker faßt die Freiburger Wettbe-

■ 11 Aufriß der Hauptfassade des Freiburger Krematoriums von 1912 (LDA 1995).

■ 12 Aufriß der der heute durch starken Bewuchs verstellten Seitenfassade (LDA 1995).



werbsentwürfe in den „Konkurrenz-Nachrichten“ folgendermaßen zusammen: „Die meisten Entwürfe sind als Zentralanlagen über kurzflügeliger Kreuz- oder Polygonalgrundform entwickelt. An den Hauptbau gliedern sich die Nebenräume und Urnenhallen zentrisch oder als geöffnete und geschlossene Flügelbauten an. Die Anordnung geschlossener Vorhöfe führt oft zu äußerst reizvoller, intimer Wirkung. Das Bestreben, den einmal unvermeidlichen Kamin nicht zu unterdrücken, sondern im Gegenteil zu betonen und als bedeutsames Motiv auszugestalten, ist in vielen Fällen die Ursache einer Gestaltung mit wohl kaum beabsichtigtem Fabrikbau-Beigeschmack.“ Den ersten Preis, der aber nie realisiert wurde, erhielt der Entwurf des Karlsruher Architekten Emil Bopst. Um den quadratischen überkuppelten Versammlungsraum gruppieren sich die niedriger gehaltenen Nebenräume. Dem Feierraum vorgelagert ist die Vorhalle, im Stile eines griechischen Tempels mit vier dorischen Eingangssäulen. Der ganze Bau sollte in Hausteinmauerwerk ausgeführt werden. Das Preisgericht spricht von einer „wohldurchdachte(n) zweckmäßige(n), klare(n) Grundrißentwicklung... Der Aufbau ist von wuchtiger Monumentalität. Er zeigt kräftige, höchst charaktervolle und feines künstlerisches Empfinden bekundende Architektur.“ Eine vergleichbare, wuchtige Monumentalität kennzeichnet auch das 1905/07 nach Plänen von W. Scholter erbaute Krematorium auf dem Stuttgarter Pragerfriedhof.

Der schließlich 1913/14 verwirklichte Entwurf für Freiburg entfernte sich wieder von der Idee des monumentalen Zentralraumes und kehrt zur Form des längsorientierten Tempels zurück. Formensprache und Materialauswahl beim Freiburger Krematorium greifen damals bereits etablierte Vorbilder auf und damit konnte – zumindest in dieser Hinsicht – die Architektur mit der Akzeptanz bei den politischen Entscheidungsträgern rechnen.

Neue Auflagen – denkmalpflegerische Probleme

Im letzten Jahr zwangen neue Umweltschutzaufgaben die Stadt Freiburg über technische Verbesserungen im Krematorium nachzudenken. Es ist geplant, neben neuen Öfen zusätzliche Filter-, Abluft- und Entstaubungsanlagen zu installieren. Da, den ersten Umbauvorstellungen zufolge, diese Anlagen ca. den dreifachen Umfang der noch vorhandenen einnehmen, wurden mehrere Varianten durchgespielt. Man erwog, erstens entweder den Ausbau des Krematoriums an der Nordseite, oder zweitens eine Unterflurlösung, die die Anlagen unter dem Urnenhof vorsah, der sich hinter dem Krematorium befindet, oder drittens die technischen Einrichtungen in den Feierraum einzubauen und die Trauerfeierlichkeiten in die, in der Hauptachse des Friedhofs liegende, zentralen Aussegnungshalle zu verlegen. Die Rücksichtnahme auf die vorgegebene Architektur und die hohen Kosten der zweiten Lösung sprachen für die Aufgabe des Krematoriums als Feierstätte. Die Denkmalbehörden konnten dieser Lösung nicht zustimmen. Durch das Beharren auf der Notwendigkeit, den wertvollen Innenraum zu erhalten, und Kreativität der zuständigen städtischen Seite konnte eine Konzeption erarbeitet werden, die die technischen Anlagen aufs äußerste komprimiert und im bestehenden Untergeschoß des Krematoriums Platz finden läßt. Diese hier bewiesene Kreativität läßt auch die Hoffnung zu, daß im Zuge der Umbauten die schon längst fällige Restaurierung des Innenraumes in Angriff genommen werden wird.

Die Überschrift ist dem Brief eines unbekanntenen Verfassers an den Freiburger Stadtrat entnommen (1906, Stadtarchiv C 3 51.1).

Gitta Reinhardt-Fehrenbach
LDA · Inventarisierung
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Breisgau

900 Jahre Kloster Alpirsbach

Bericht über das Kolloquium
„Alpirsbach 1095–1995:
Zur Geschichte von Kloster und Stadt“
am 19. und 20. Mai 1995

Dietrich Lutz



■ 1 Gesamtansicht der Stadt Alpirsbach von Südosten mit dem von Industriebauten eingerahmten Kloster im Mittelgrund (Foto Hajdu, Marbach).

Im ersten Heft dieser Zeitschrift (Seiten 3–8) hat Frau Stangl unter ähnlicher Überschrift über einen Teil der Aktivitäten berichtet, die Stadt und Land anlässlich der 900. Wiederkehr des Weihedatums der ersten Alpirsbacher Klosterkirche entwickelt haben. Der Schwerpunkt der Arbeiten des Landesdenkmalamtes lag – neben der laufenden Betreuung von baulichen Sicherungsarbeiten und Veränderungen in und um das Kloster – in der Vorbereitung eines Kolloquiums, das zum einen neue Beiträge zur Geschichte von Kloster und Stadt Alpirsbach einer interessierten Öffentlichkeit vorstellen wollte. Zum andern sollten im interdisziplinären Gespräch die Grundlagen für einen Sammelband geschaffen werden, in welchem die in den letzten Jahren erarbeiteten neuen Erkenntnisse, die bei dieser Gelegenheit nicht vorgetragen werden konnten, zusammen mit den Vorträgen gedruckt vorgelegt werden können.

Die erhaltenen Bauten des Klosters Alpirsbach vermitteln in anschaulicher Weise das Bild eines mittelalterlichen Klosters. Nicht zuletzt deshalb

findet das Schwarzwaldkloster auch seit beinahe 150 Jahren regen Zuspruch von Interessenten aus nah und fern. Bei den Jubiläumsvorbereitungen stellte sich jedoch rasch heraus, daß die Erforschung des Klosters seiner Beliebtheit bei weitem nicht gleichkommt. Dies gilt besonders für die Erneuerungen von 1869 ff. und 1959 ff., die sehr stark vom jeweiligen Denkmalverständnis geprägt waren und das Erscheinungsbild vor allem des Kircheninnern erheblich veränderten. Nötige Bauunterhaltung und veränderte Nutzungsanforderungen – auch im Hinblick auf das Klosterjubiläum – machten neue Untersuchungen zur gesamten Klosteranlage nötig. Deshalb trat ab 1992 eine Arbeitsgruppe zusammen, die sich die Aufgabe gestellt hatte, die Geschichte des Klosters so weit als möglich aufzuhellen. Unter Federführung des Landesdenkmalamtes fanden sich Landes- und Kirchenhistoriker, Kunst- und Baugeschichtler sowie Archäologen zusammen, um die offenen Fragen zu erörtern und ein neues Gesamtbild zu entwerfen. Dabei waren sich alle Beteiligten von Anfang an darüber im klaren, daß sich die Arbeit

nicht auf die Zeit vor der Reformation eingrenzen ließe, sondern auch die Entwicklung der späteren Zeit bis in die Gegenwart umfassen müsse.

Der Arbeitsgruppe, deren Vorbild und teilweise auch personelles Reservoir diejenige bildete, die 1991 das dreibändige Werk zum Jubiläum von Hirsau erarbeitet hatte, gehören nahezu 40 Personen an, die sich schwerpunktmäßig die Bearbeitung folgender Bereiche vorgenommen haben:

1. landes- und geistesgeschichtliche Einordnung des Klosters Alpirsbach
2. bauliche Entwicklung der Kirche sowie der Klausur- und der Wirtschaftsbauten, einschließlich ihrer Adaption durch die württembergische Verwaltung und ihre denkmalpflegerische Behandlung im 19. und 20. Jahrhundert
3. Reformation und Zeit der Klosterschule
4. Geschichte des Klosteramtes und der Stadt bis heute.

Daneben sollen die Ergebnisse der Forschungsarbeit auf verschiedene Art allen Interessenten zugänglich gemacht werden. Hierzu gehören Vorträge, Kloster- und Stadtführungen durch die jeweiligen Spezialisten sowie die Einrichtung eines Informationsraumes im Keller des Klosterwestflügels durch die Schlösser- und Gärtenverwaltung und die beabsichtigte Schaffung eines Klostermuseums, das auch der Stadtgeschichte den gebührenden Platz einräumen wird.

Am Beginn unserer Arbeiten stand die Erhebung alter Plan- und Quellenbestände, die zusammen mit der Anfertigung möglichst genauer Bestandspläne bereits zu umfangreichen neuen Ergebnissen führte. Eine Zusammenstellung aller durchgesehenen

Quellen sowie einzelner Stücke (vor allem Inventare und Pläne) sollen in einem Quellenanhang abgedruckt werden. Ein zweiter Schritt gelang mit der Aufarbeitung der 1959 ff. gemachten kulturgeschichtlich bedeutungsvollen Funde aus den Gewölbezwickeln über dem Kreuzgang, die erstmals in einer Ausstellung in der Galerie Alpirsbach gezeigt werden konnten. Sie sind vor allem für die Kenntnis des Alltags der Schüler in den neugegründeten Klosterschulen des 16. Jahrhunderts von unschätzbarem Wert.

Das Kolloquium selbst konnte mit seinen 18 Vorträgen nur einen Ausschnitt aus der gesamten Palette der Vorarbeiten bieten. Bei der Auswahl haben wir darauf geachtet, sowohl Überblicke zur Bau-, Geistes- und Landesgeschichte zu bieten, als auch Einblicke in Spezifika von Alpirsbach zu ermöglichen, die nur hier gelingen konnten. Im einzelnen wurden folgende Themen vorgestellt, deren Darstellung hier der Vortragsfolge entspricht und weitgehend den Resumés der Vortragenden folgt:

Den Auftakt machte Sönke Lorenz, Inhaber des Lehrstuhls für Landesgeschichte an der Universität Tübingen, mit dem Beitrag „Gründung und frühe Geschichte des Klosters und seine Stellung in der Reformdiskussion des 11./12. Jahrhunderts.“ Er führte aus, daß vor 900 Jahren, am 16. Januar 1095 der zuständige Bischof von Konstanz in Alpirsbach eine Klosterkirche weihte, wie aus den zwei überlieferten Gründungsberichten zu erfahren ist. Als Stifter erscheinen die drei Adligen: Ruotmann von Neckarhausen, Adalbert von Zollern und Graf Alwig von Sulz. Die Gründung des neuen Klosters erfolgte in Absprache mit dem Diözesan Gebhard von Kon-



■ 2 Die Klosteranlage von Nordosten, Zustand vor 1900 (Aufnahme vermutlich Foto Bessler, Archiv Landesbildstelle Württemberg).



■ 3 Westfront der Klausur um 1900 mit Stifterwappen aus der Mitte des 14. Jahrhunderts und dem ca. 100 Jahre früher um ein Geschoß abgetragenen Abtserker (Foto Bessler).

stanz (1084–1110) und dem Abt von St. Blasien, Uto (1086–1108). Aus St. Blasien kamen die ersten Mönche und der Abt Cuno nach Alpirsbach. Damit konnte Abt Uto von St. Blasien nach Wiblingen, Ochsenhausen und Göttweig das vierte Tochterkloster in seiner Regierungszeit anlegen. Bischof Gebhard, ein Zähringer und einst Mönch in Hirsau, fungierte als päpstlicher Legat für Deutschland und war das Haupt des kirchlichen Widerstandes gegen Kaiser Heinrich IV.

Der Vortrag versuchte, das Umfeld bzw. den Hintergrund nachzuzeichnen, vor dem die Klostergründung in Alpirsbach zu betrachten bleibt. Dabei waren besonders die beiden für den Schwarzwald und über ihn hinaus so bedeutsamen monastischen Reformzentren zu beleuchten, Hirsau und St. Blasien, die die frühe Geschichte von Alpirsbach bestimmt und geprägt haben.

Volker Osteneck, Leiter des Referates Inventarisierung beim Landesdenkmalamt in Stuttgart, konnte in seinem Beitrag „Der romanische Kirchenbau“ zeigen, daß die Klosterkirche zu Alpirsbach zu den bedeutendsten und am besten erhaltenen Beispielen klösterlicher Reformarchitektur um 1100 gehört. Der Begriff „klösterliche Reformarchitektur“ wird hier gegen den in der Kunstgeschichte zum Teil immer noch geläufigen Begriff „Hirsauer Bauschule“ gesetzt, denn, obwohl die Klosterkirche St. Peter und Paul in Hirsau nicht ohne Einfluß auf nachfolgende Klosterkirchen gewesen ist, sind die wesentlichen Gemeinsamkeiten den liturgischen Voraussetzungen und der bewußten Reduktion des Formen-Apparates zu verdanken.

Der Vortrag gibt eine Übersicht über den vorhandenen Bestand und erörtert anhand von Rekonstruktionen insbesondere die Ostteile. Dabei ergibt sich, daß St. Blasien im Schwarzwald, das Kloster, das die ersten Mönche nach Alpirsbach schickte, für manche Alpirsbacher Besonderheit eine Erklärung abgeben könnte.

Einen ersten Einblick in neue Ergebnisse der Bauforschung gab Ulrich Knapp, unabhängiger Bauforscher und Kenner monastischer Reformarchitektur, mit seinem Beitrag „Die Vorhalle der Klosterkirche Alpirsbach – Befunde und Rekonstruktionsversuch“. Zur romanischen Vorhalle der Klosterkirche Alpirsbach lagen bislang zwei Rekonstruktionsvorschläge vor: A. Mettler rekonstruierte eine Doppelturmfassade, Fehleisen in Anlehnung an den Baubestand der Klosterkirche Reichenbach am Regen einen querhausartigen Westbau in der Flucht der Seitenschiffe. Die Quellenauswertung ergab, daß 1864 ff. tatsächlich nur Bausubstanz aus dem 15. Jahrhundert und jünger abgebrochen wurde, und keine, zumindest keine nennenswerten Verluste an der romanischen Bausubstanz eingetreten sind. Aus dem Baubestand ergibt sich, daß die Obergadenwände nach Westen weiter fortgesetzt werden sollten. Für eine in Höhe der Obergadenfenster verlaufende Mauer in Nord-Südrichtung (Ostwand des von Fehleisen rekonstruierten Westbaues) ergaben sich keine Anhaltspunkte. Die Dachansätze für die Seitenschiffdächer laufen bis zur Westfassade des Mittelschiffes durch und schließen (auf der Nordseite) mit dem Seitenschiffgiebel bündig ab, der Giebel des südlichen Seitenschiffes war

schon vor 1800, vielleicht 1490 ff. abgerissen worden. Mörtelabdrücke von Hausteinen und Gerüstholzern belegen, daß zumindest Teile des romanischen Westbaues ausgeführt waren. Dieser besaß mit hoher Wahrscheinlichkeit einen basilikalen Querschnitt, vergleichbar der Vorkirche von Paulinzella (Thüringen). Zahlreiche romanische Spolien wurden beim Neubau der Vorhalle, vermutlich auch bei der Umgestaltung des Chores im frühen 15. Jahrhundert, wiederverwendet. Aus den Befunden folgt, daß die zu rekonstruierende Vorkirche bereits bei der Errichtung der Westfassade geplant war und nicht, wie in Hirsau und Paulinzella nachträglich an die Kirche angefügt wurde. Nicht zu klären war, welche Länge die Vorkirche aufwies und ob sie jemals vollendet wurde.

Mit ihrem Beitrag „Die romanischen Türzieher“ zeigte Ursula Mende, Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, welcher Reichtum an Beobachtungsmöglichkeiten in Gegenständen steckt, die viele täglich in die Hand nehmen, ohne sie zu beachten. Die bronzegegossenen Löwenkopf-Beschläge auf den Türflügeln des Westportals in Alpirsbach gehören zu den bedeutendsten Exemplaren romanischer „Türzieher“ in Deutschland. Die mit diesem Begriff nur unzureichend bezeichnete Werkgruppe mittelalterlichen Bronzegeräts, zumeist in Form von Löwenmasken mit beweglich im Rachen hängendem Ring vorkommend und so zum Bewegen der Türflügel geeignet (weniger gut zum Klopfen), hat vor allem eine inhaltliche Bedeutung als Bildsymbol im Zusammenhang der Erlösungsverheißung von Kirchentür und Kirchenportal. Die Alpirsbacher Bronzen bieten mit bestimmten Motiven – Kreuze auf der Nase, Dreipaß-Schlinge zwischen den Zähnen, Drachen im Randstreifen – deutliche Hinweise auf einen solchen Bildinhalt; sie sind als Bestien charakterisiert und somit als Gegenpol zur Botschaft, die in Darstellung und Inschrift des Portal-Tympanons zum Ausdruck kommt.

Innerhalb der Entwicklung der Tierplastik handelt es sich um Exemplare von höchst stilisierter Formgebung, etwa um oder nach der Mitte des 12. Jahrhunderts entstanden, wobei freilich die Zeit der Fertigstellung der Kirche um 1130 nicht auszuschließen ist. Verwandt im Typus ist ein Löwenkopf-Türzieher aus Andelsbuch im Bregenzer Landesmuseum, der naturnäher und somit wohl früher ist. Für beide sind (unterschiedliche) Werkstätten im deutschen Südwesten, in Schwaben, anzunehmen. Es stellt sich die Frage nach dem Verhältnis der

Bronzen zum Eisenbeschlagwerk der Tür, das eine handwerklich besonders aufwendige Version darstellt. Eine Parallele hierzu findet sich in der Kirche St. Johann bei Zabern im Nordelsaß.

Mit dem besonders diffizilen Kapitel „Alpirsbach in der monastischen Reform des 15. Jahrhunderts“ leitete Ulrich Köpf, Ordinarius für Kirchengeschichte an der Universität Tübingen, in die Spätphase des Klosters über. Das 15. Jahrhundert war im Zeichen der monastischen Reformbewegungen des ausgehenden Mittelalters einer der bewegtesten und ausgeprägtesten Abschnitte der Geschichte des Klosters Alpirsbach. Ausgangspunkt einer Betrachtung dieser Periode müssen das Konzil von Konstanz (1414–1418) und das von ihm einberufene Provinzialkapitel der Benediktiner im Kloster Petershausen (1417) sein. An beiden Versammlungen nahm der Abt von Alpirsbach teil. Wirkungen ihrer Beschlüsse sind freilich aus den folgenden drei Jahrzehnten nur vereinzelt überliefert. Erst um die Jahrhundertmitte werden Reformbemühungen noch unter dem Einfluß Graf Ludwigs I. von Württemberg faßbar. 1451 ordnete das Provinzialkapitel zu Würzburg die Reform des Klosters an; als sie ohne Erfolg blieb, wurde der Konvent für fünf Jahre aufgelöst. Graf Ulrich V. gelang es 1459, bei Papst Pius II. eine auch für Alpirsbach grundlegende Reformbulle zu erwirken. Nachdem die durch sie beabsichtigte Reform am Widerstand verschiedener adliger Konventualen scheiterte, wurde 1470 Abt Andreas von Neuneck suspendiert; als Träger der Reform kamen einige Mönche aus Wiblingen nach Alpirsbach. Aus ihrem Kreis wurden die Äbte Erasmus Marschalk von Pappenheim-Biberach (1470/71) und Georg Schwarz (1471–79) gewählt. Die von ihnen in Gang gebrachte Reform setzte Abt Hieronymus Hulzing (1479–95) fort, auch er ein Wiblinger Professe. Seine Bemühungen wurden 1482 durch die Aufnahme Alpirsbachs in die Bursfelder Kongregation bestätigt, der Hirsau bereits seit 1458 angehörte.

Parallel dazu berichtete Angela Weyer, die soeben in Freiburg eine Dissertation zur Baugeschichte der Alpirsbacher Klausur abgeschlossen hat, über „Die Klausurgebäude bis zur Reformation“. Die Klausur der Mönche, die sich bis heute in großen Zügen im Erscheinungsbild des ausgehenden 15. Jahrhunderts präsentiert, weist erhebliche Baureste der ersten steinernen Wohnräume aus dem späten 12. Jahrhundert und einer größeren Umbaumaßnahme des mittleren 14. Jahrhunderts auf. Besondere Beachtung verdienen die Architektur-



teile des 14. Jahrhunderts, die eine bemerkenswerte künstlerische Qualität zeigen und zugleich durch die Reihe der großen Flachreliefs am Westflügel eine ungewöhnliche Präsentation äbtlichen Selbstbewußtseins belegen. Von größerem Interesse sind ferner ein Heizgewölbe unter dem sog. Auditorium, der älteste Abgang vom ursprünglichen Dorment in den Kreuzgang sowie der sekundäre Anbau eines Altarraums an den Kapitelsaal. Die im Zuge der spätmittelalterlichen Klosterreform einsetzenden Baumaßnahmen – zunächst mit flachgedecktem Kreuzgang sparsam begonnen – wurden abschnittsweise im gesamten Wohnbereich durchgeführt und zeugen von dem deutlich angestiegenen Wohnkomfort des Konvents.

Im Anschluß daran trug Jos Tomlow, Spezialist für Gewölbekonstruktionen am Institut für leichte Flächentragwerke der Universität Stuttgart, unter dem Titel „Neue Erkenntnisse zur Baugeschichte des Kreuzgangs“ die Ergebnisse einer Arbeitsgruppe vor, die sich die Erhellung der Baugeschichte des Kreuzgangs und der anschließenden Klausurteile zum Ziel gesetzt hatte. Die spätgotische Klausur wurde an alter Stelle nach einheitlicher Gesamtplanung errichtet. Begonnen

wurde mit dem Neubau des Südflügels, um die für ein monastisches Leben nötigen Räumlichkeiten zur Verfügung zu stellen (Küche, beheizte Räume, als Dorment verwendbares Dormitorium). Für den Ablauf des Umbaus konnten folgende Einzelbaumaßnahmen ermittelt werden:

Erster Bauabschnitt: Fensterwand des Kreuzgang-Südflügels einschließlich der Gewölbeanfänger.

Zweiter Bauabschnitt: Vollendung des Klausursüdflügels einschließlich der Eckjoche (1481 dendrodatiert). Der Kreuzgang bleibt vorläufig ungewölbt.

Dritter Bauabschnitt: Klausur-Ostflügel mit Dorment (1483 dendrodatiert). 1486/87 Innenausbau des Dormitoriums mit Einzelzellen. Im Zuge der Bauarbeiten Einwölbung des Kreuzgang-Ostflügels (1. ausgeführtes Kreuzganggewölbe einschließlich Südostjoch).

Vierter Bauabschnitt: Einwölbung des Kreuzgang-Südflügels einschließlich Südwestjoch mit neuem Wölbschema.

Fünfter Bauabschnitt: Umbau des Klausur-Westflügels mit Neubau des Kreuzgang-Westflügels (1486/87 dendrodatiert).

Sechster Bauabschnitt: Einrichtung

■ 4 Winterrefektorium im Südflügel der Klausur mit den Einrichtungen für die Benutzung als katholische Kirche. In der hinteren linken Ecke ist noch der spätgotische Baldachin zu erkennen, der beim Umbau in den 50er Jahren entfernt wurde (Foto Bessler um 1900).

des zweigeschossigen Kreuzgang-Nordflügels nach Erhöhung des Mittelschiffdaches der Kirche, vollendet 1494.

Der Ablauf der Bauvorgänge sowie die Bauorganisation sind an der Verteilung und Anzahl der Steinmetzzeichen ablesbar. Daraus ergibt sich eine starke Fluktuation der ca. 70 am Bau beteiligten Steinmetzen. Nur wenige bleiben über die gesamte Bauzeit hier beschäftigt. Für Spezialaufgaben, wie Rippenkreuzungen, Gewölbeanfänger, Schlußsteine etc. sind in der Regel Spezialisten tätig. Zum Beispiel tragen die figürlichen Schlußsteine des Nordflügels das gleiche Zeichen. Der Steinmetz, der in der Literatur als Michel Schin angesprochen wird, läßt sich an einigen Bauvorhaben, z. B. Bebenhausen, Tübingen, Eutingen 1494 ff. nachweisen. Er arbeitet dort mit den unterschiedlichsten Steinmetz-

trupps zusammen. Die Herkunft des überwiegenden Teils der Steinmetzen weist nach Württemberg in den Umkreis von Aberlin Jerg und Peter von Koblenz.

Der Kreuzgang in Kloster Alpirsbach gehört zu den mittelgroßen Beispielen seiner Art, und bevor der Westflügel abgebrochen wurde, konnte er als vollständige Ausführung eines einheitlichen Entwurfs gelten, was bei vergleichbaren Bauvorhaben selten der Fall ist. Er zeichnet sich durch geometrische Logik in seinem Entwurf mit Queroblong-Jochen aus. Die Chronologie der Ausführung konnte weitgehend geklärt werden:

Am Beginn steht die Südflügelwand mit doppelt gekehlten Schildrippen im Südflügel (Entwurf A). Es folgen Ostflügelwand, Ostflügel und Südosteckjoch – Südflügel mit einfach ge-



■ 5 Verkürzte Bank des Chorgestühls, die derzeit im Kafektorium (Wärmeraum) im Südflügel der Klausur aufgestellt ist und wieder in der Kirche Platz finden sollte (Foto Hajdu, Marbach).



■ 6 Wohnturmartiger Bau südwestlich der Klausur (heute Teil der Alpirsbacher Klosterbrauerei), dessen Ursprünge in das 13. Jahrhundert zurückreichen. Er diente möglicherweise ursprünglich als Sitz des Klostersvogtes, zeitweilig vermutlich auch als Wohnung des Abtes und wurde im Laufe der Zeit mehrmals erneuert, heute im Innern Tank der Brauerei (Foto Hajdu).

kehnten Rippen (Entwurf B) und Südwesteckjoch – West- und Nordflügel vor Ausführung des Nordosteckjochs. Planung und Bauleitung lagen in verschiedenen Händen, wie Hinweise auf offensichtliches Nichtverstehen des zugrundeliegenden Entwurfs belegen. Dabei entstand „Pfus“; manchmal zeigt sich auch Kreativität in der Lösung schwieriger Probleme. Der Südflügel zeigt verschiedene Ansatzhöhen und Nacharbeitungen. Der Westflügel mußte aus statischen Gründen abgebrochen und das flache Pultdach darüber erneuert werden. Der Nordflügel mit der darüber befindlichen Empore ist beinahe einwandfrei erhalten. Die Nordostecke zeigt in Verbindung mit der Eingangstüre zum Kirchenschiff die kreative Ausnützung der Entwurfsmöglichkeiten der Spätgotik.

Im Anschluß daran leitete Anneliese

Seeliger-Zeiss, Leiterin der Arbeitsstelle der Inschriftenkommission bei der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, mit ihrem Beitrag „Alpirsbacher Abtsgrabmäler und ihr Stellenwert für die Geschichte des mittelalterlichen Grabmals in Baden-Württemberg“ zur Ausstattung des Klosters über. Historische Inschriften finden sich zu 75% auf Denkmälern, die mit dem Totengedächtnis zu tun haben. So ist die Erforschung der Grabmäler und Epitaphien des Landes, deren Zahl Tausende von sehr verschiedenen Denkmälern umfaßt, eines der Hauptaufgabengebiete der Inschriften-Kommission der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Der Alpirsbacher Inschriftenbestand ist mit insgesamt 55 Inschriften-Denkmalen, von denen rund zwei Drittel noch aus der Klosterzeit stammen, vergleichsweise gering. Jedoch bietet Alpirsbach die große Zahl von

■ 7 Langhaus der Kirche mit Blick ins südliche Seitenschiff samt anschließendem Querhaus in der Fassung um 1900 nach der teilweisen Rückführung der Restaurierung von 1869 (Foto Bessler ca. 1915).



zehn Abtsgrabmälern, womit es neben Maulbronn mit zwölf erhaltenen Stücken an der Spitze steht. Die Beschäftigung mit den Alpirsbacher Steinen brachte eine Reihe von überraschenden Ergebnissen. Zusammenfassend ist festzustellen, daß sich hier nicht nur zwei der ältesten Grabmäler des Landes, sondern auch spätgotische Abtsgrabmäler von größtem typologischem Interesse erhalten haben.

Hans Westhoff, Leitender Restaurator beim Württembergischen Landesmuseum in Stuttgart, bot mit dem Beitrag „Zur Holzichtigkeit des Alpirsbacher Retabels“ weitere Einblicke in die nur noch rudimentär erhaltene Ausstattung der Kirche kurz vor der Reformation. Das um 1520/25 gefertigte Alpirsbacher Marienretabel ist vor allem wegen seiner „Monochromie“ in letzter Zeit immer wieder in den Blickpunkt wissenschaftlichen Interesses gerückt worden. Ein Rekonstruktionsversuch zeigt, daß sich die originale Farbigkeit wesentlich von dem heutigen Zustand unterschied. Nicht nur,

daß die Schreinfiguren erst in späterer Zeit teilgefaßt wurden, im Laufe der Jahrhunderte dunkelte das Holz insgesamt stark nach, ein Vorgang, der durch einen Überzug aus den 60er Jahren noch verstärkt wurde. Die ursprünglichen Farbwerte des Retabels waren viel heller und kühler. Die Weißhöhungen der Flügelmalereien hoben sich im originalen Zustand nicht so deutlich vom Holzton der Tafeln ab. Die verschiedenen verwendeten Holzarten waren in ihren differierenden Maserungen und Helligkeitsgraden deutlich zu erkennen, und die allein farbigen Lippen und Augen der Figuren traten sehr deutlich hervor. Wahrscheinlich müssen wir unser – ebenfalls stark nachgedunkeltes – Bild der holzsichtigen Kunstwerke zugunsten einer wesentlich lichterem und effektischeren Erscheinung revidieren.

Zur Kenntnis der Kirchengestaltung trug Karl Halbauer, wissenschaftlicher Mitarbeiter des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart, mit dem Beitrag „Das spätmittelalterliche

Chorgestühl“ bei, dessen heutige Aufstellung allseits als unbefriedigend angesehen wird. Das Chorgestühl ist inschriftlich sehr präzise 1493 „IN DIE MARTINI“ datiert. Der ausführende Meister hat sein Zeichen und seine Initialen H M am Werk hinterlassen. Leider kann man sie noch keinem bestimmten Schreiner oder Bildschnitzer zuordnen.

Bis zur letzten Renovierung war das Gestühl im südlichen Seitenschiff aufgestellt. Damals umfaßte es noch 30 Sitze. Bei der Versetzung ins Kalefactorium im 1. Obergeschoß, wo es sich derzeit befindet, ging die Mehrzahl der Sitze verloren, so daß jetzt nur noch 10 Sitze in zwei Reihen vorhanden sind.

Figürlicher Schmuck kommt nur an den Pultwangen vor: unten ein Relief, oben als Aufsatz eine Büste. Je zwei Reliefs und Büsten sind erhalten. Ein Programm läßt sich aus diesen spärlichen Resten nicht rekonstruieren. Stilistisch weist das Gestühl nach Osten, nach Ulm und Neckar-

schwaben, was nicht verwunderlich ist, da das Kloster seit Beginn des 15. Jahrhunderts unter württembergischer Vogtei stand.

Hermann Ehmer, Leiter des Landeskirchlichen Archivs in Stuttgart, sprach über „Die Reformation des Klosters Alpirsbach“ und leitete damit zur nachklösterlichen Geschichte Alpirsbachs über. Mit Einführung der Reformation im Herzogtum Württemberg 1534 wurde auch Alpirsbach, wie die anderen Klöster des Landes, aufgehoben. Abt Ulrich Hamma mußte versprechen, das Kloster für den Herzog zu verwalten, die Mönche mit einer Abfindung das Kloster verlassen. Nach dem Tode Hammas wählte der Exilkonvent Jakob Hochreuter zum Abt, der nach der Niederlage der Protestanten im Schmalkaldischen Krieg das Kloster 1548 wieder übernehmen konnte. Der Augsburger Religionsfrieden 1555 bot dann dem Herzog die Möglichkeit, das Kloster zu reformieren. Diese zweite Reformation des Klosters verstand sich als erneuerte Ausrichtung am Stiftungszweck, da Alpirsbach 1556 zusammen mit den anderen württembergischen Männerklöstern in eine Klosterschule umgewandelt wurde, der künftig ein evangelischer Theologe als Abt vorstand. Diese Schule diente der Vorbereitung künftiger evangelischer Pfarrer auf das Universitätsstudium. Sparmaßnahmen führten in späteren Jahren zur Zusammenlegung mehrerer württembergischer Klosterschulen, von denen allein Blaubeuren und Maulbronn bis heute bestehen blieben. So wurde 1596 die Alpirsbacher Schule geschlossen. Sie nimmt jedoch trotz ihres nur knapp vier Jahrzehnte dauernden Bestehens durch die in den späten fünfziger und frühen sechziger Jahren gemachten Funde von Handschriftenresten und Gegenständen einen einzigartigen Platz ein, da diese einen Blick in das schulische Alltagsleben des 16. Jahrhunderts zulassen, wie er sonst an keiner Stelle möglich ist.

Über die Zeit des Umbruchs berichteten Bernd Moeller, Lehrstuhlinhaber an der Universität Göttingen, mit „Ambrosius Blarer als Alpirsbacher Mönch“ und Hans-Peter Hasse, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Universität Dresden, mit „Bücher aus dem Nachlaß von Ambrosius Blarer“. Der erste Beitrag schilderte die Alpirsbacher Klosterjahre des späteren Konstanzers und württembergischen Reformators. Blarer trat als ungefähr 18jähriger im Jahr 1510 in das Kloster ein; er studierte von hier aus in Tübingen und wurde etwa 1520 Prior in Alpirsbach. Für diese Jahre lassen sich die humanistischen Bildungsinteressen

und die Zugehörigkeit des Alpirsbacher Mönchs zur jungen Generation der südwestdeutschen Humanistengemeinschaft reichhaltig nachweisen; als „lumen religionis“ wurde er innerhalb dieser Gemeinschaft gerühmt. Schon früh geriet er in den Bannkreis Luthers und trat im Sommer 1522 unter spektakulären Umständen aus dem Kloster aus, nach dem seine Versuche, die reformatorischen Erkenntnisse unter den Mönchen und in der Pfarrei zu verbreiten, unterbunden worden waren. Blarer hat diesen Schritt mehrfach öffentlich gerechtfertigt; vor allem eine 1523 in Augsburg erschienene Flugschrift gibt eine eindringliche, sowohl theologisch als auch literarisch eindrucksvolle Schilderung. In seiner späteren Lebensgeschichte hat Blarer der Neugestaltung des Klosterwesens im Zeichen der Reformation besondere Aufmerksamkeit zugewendet; in Württemberg, wo er von 1534 bis 1538 tätig war, dürfte unter anderem die erste Klosterordnung vom Juni 1535 auf den ehemaligen Alpirsbacher Mönch zurückgehen.

Jüngst entdeckte Bücher aus dem Nachlaß von Ambrosius Blarer vermitteln einen Eindruck von den geistigen Interessen des Alpirsbacher Mönchs während seiner Kloster- und Studienzeit. Vorgestellt werden zwei Bücher, die in großer Zahl Marginalien und Zeichnungen Blarers aus dem Zeitraum etwa 1515–1517 enthalten: der Psalmenkommentar des Humanisten Faber Stapulensis („Quincuplex Psalterium“, Paris 1512) und die Sprichwortsammlung des Erasmus von Rotterdam („Adagia“, Basel 1515). Die Bucheinzeichnungen Blarers lassen folgende Motive erkennen: Streben nach Bildung (eruditio) und Frömmigkeit (pietas), Begeisterung für die Sprachen (sacrae linguae), kritische Beurteilung von Mönchtum, Theologie und Kirche der Gegenwart und Hinwendung zum biblischen Text mit den neuen philologischen und methodischen Zugängen, die der Bibelmanismus hervorbrachte.

Johannes Wilhelm, Gebietsreferent bei der Außenstelle Karlsruhe des Landesdenkmalamtes, bot in seinem Vortrag „Die Malerei samt Inschriften der Schulzeit im Dorment“ einen Überblick über die während der Schulnutzung entstandenen Raumfassungen und Schülerinschriften und -zeichnungen an den Wänden.

Anlässlich der Erstellung des Kataloges der Wandmalereien und Wandmalereifragmente wurden die Fassungen, Inschriften und Sgraffiti im Bereich des Dorments erfaßt. Die Analyse des Bestandes ergibt mit der farbigen Raum-

fassung des Dormentganges, die gleichzeitig zwei auf verschiedenartigen Farben basierende Systeme vorstellt, ein seltenes Beispiel für die Behandlung von Innenräumen im 16. Jahrhundert. Die Erfassung der Schriftzeugnisse – zu denen neu nachgewiesene Inschriften gehören – sind auch ein Beleg für den Schüleralltag. Die archivalische Bedeutung der Zeugnisse ist in Verbindung mit den Papierfunden des Dormentbereiches und deren Auswertung in neuem Licht zu sehen. Als Zeitzeugnis ist der Bestand weit mehr zu würdigen, als dies sein ästhetisches Erscheinungsbild vermuten lässt, zumal in diesen seit Aufhebung der Klosterschule nie mehr voll genutzten Räumen.

Ilse Fingerlin, wissenschaftliche Angestellte bei der Außenstelle Freiburg des Landesdenkmalamtes, die vorwiegend historische Textilien bearbeitet, informierte in ihrem Beitrag „Textil- und Lederfunde aus dem Kloster Alpirsbach“ in erster Linie über die von den Schülern getragene Kleidung. Es wurde zunächst auf die Fundstelle eingegangen, die aufgrund der Baugeschichte einen terminus post quem (1486) für die unter dem Dormentboden geborgenen Sachen anbietet. Die spezielle Fundsituation, die nicht einmalig ist, wurde anhand von weiteren Beispielen erörtert.

Sowohl Lederfunde (Schuhe) als auch Textilien sind Bestandteile der Kleidung und wurden gleichgewichtig behandelt. Beide erbringen ganz unterschiedliche Beurteilungseigenschaften: bei den Schuhen ist mehr die Herstellungsmethode ausschlaggebend, bei den Textilien sind es ko-

stümmsgeschichtliche Aspekte. Beide ergänzen sich gewissermaßen, wenn es um die Beurteilung, sprich Datierung geht.

Drei wichtige Einzelstücke: eine genähte Männerstrumpfhose mit Braquette, ein Kuhmaulschuh und ein Bundschuh wurden wegen ihrer „Ausnahmestellung“ eingehender behandelt. Als Träger kommen weder die Mönche noch die Klosterschüler in Betracht. Für die Schüler können ein Wams, drei Hemden und sog. Schlupfschuhe in Anspruch genommen werden. Weitere Bekleidungsstücke lassen sich aus der Kleiderverordnung von 1576 und den Schülerzeichnungen erschließen.

Hermann Diruf, Gebietsreferent bei der Außenstelle Karlsruhe des Landesdenkmalamtes, berichtete über „Die Bauten des Klosterhofs in Alpirsbach“, die zum Siedlungskern des oberen Ortsteils werden sollten. Anders als zum Beispiel in Maulbronn haben sich von den Wirtschaftsgebäuden des Klosters nur geringe Reste erhalten. Westlich der Klausur sind dies die Oberamtei (heute Stadtbibliothek) und das spätere Schulhaus (heute Museum) sowie der zwischen beiden noch erhaltene Turm der 1649 abgebrochenen Leutkirche. Hierzu gehört ebenfalls der heute als Malzlager und Glockenturm dienende Turmbau aus dem 13. Jahrhundert, der zusammen mit einem nur noch mit seinem Westgiebel erhaltenen Steinhaus und der Südflanke des Vorgängers der Oberamtei im 14. Jahrhundert einen repräsentativen Hof vor dem Westflügel der Klausur bildete. Weitere Bauten vor allem das ro-

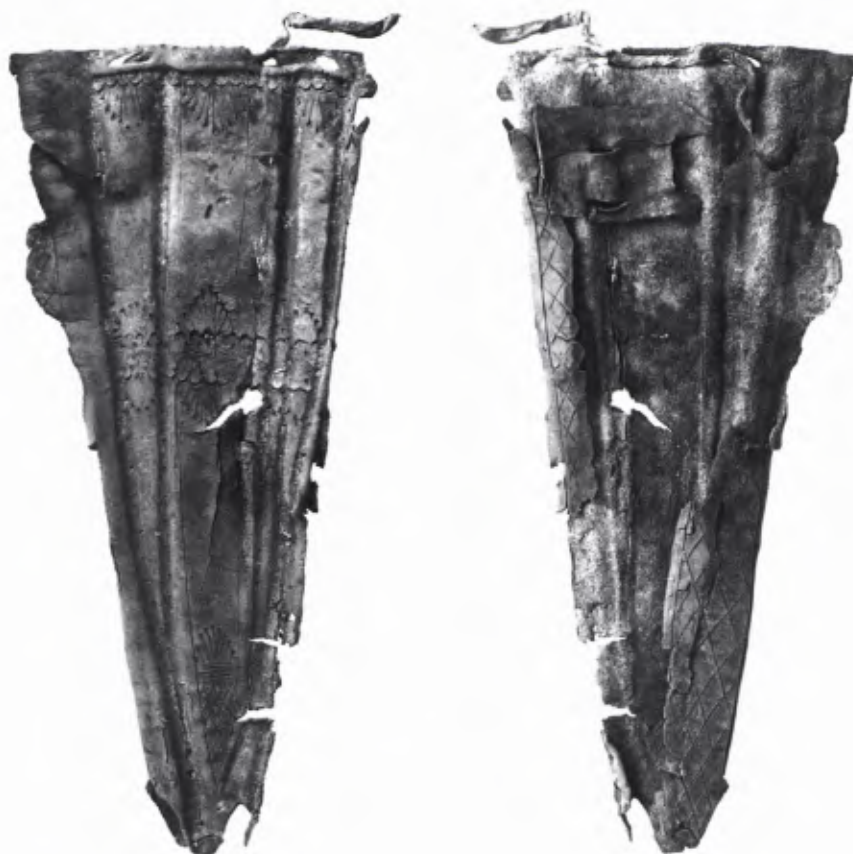


■ 8 Übersicht über einen Teil der aus den Gewölbekappen des östlichen Kreuzgangflügels und des südlichen Seitenschiffes geborgenen Fundstücke unmittelbar nach der Aufsammlung während der Bauarbeiten (Foto Bessler 1960).

manische Torhaus südlich der Klausur fielen dem Bahn- und Straßenbau des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts zum Opfer. Das Ganze war von einer Mauer umfriedet, deren Verlauf anhand spärlicher Reste und unter Zuhilfenahme von Altplänen nachgezeichnet werden kann.

Katrin Ungerer-Heuck, bis 1994 für den Landkreis zuständige Referentin bei der Außenstelle Karlsruhe des Landesdenkmalamtes, suchte mit ihrem Beitrag „Die Entwicklung der Siedlung Alpirsbach“ Anschluß an die moderne Entwicklung der Stadt zu gewinnen. Um das Kloster entstand das obere Dorf, an der Furt und der Kinzigbrücke unten im Tal dagegen der äußere Ort. Mit Auflösung des Prälategartens im 19. Jahrhundert wuchsen beide Ortsteile aufeinander zu. Den gravierendsten Einschnitt brachte der Bahnbau in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Er vermittelte den Anschluß an die Welt und brachte mit der Industrialisierung Wohlstand, teilte aber den Ort in eine nördliche und südliche Hälfte. Der Einschnitt wurde verstärkt durch den Bau der Freudenstädter Straße, die heute die Dimension einer Bundesstraße hat. Die Erhaltung der Kinzigbrücke, eine der wenigen Steinbrücken der Barockzeit, hat auch bewirkt, daß die Aischbachstraße nicht verändert wurde und heute anschaulich vermittelt, wie der alte Zuweg zum Klosterort aussah.

Die Umbrüche am Beginn des 19. Jahrhunderts mit ihren gravierenden Folgen für Alpirsbach schilderte Martin Hummel, Studiendirektor in Stuttgart und von Kindesbeinen an mit der Geschichte Alpirsbachs vertraut, in seinem Beitrag „Alpirsbach wird abgewickelt – Die Aufhebung des Klosteramts Alpirsbach und die Wegverlegung aller staatlichen Behörden sowie deren wirtschaftliche und sozialen Auswirkungen“. Mit der Jahreswende 1805/06 erlischt die altwürttembergische Verfassung, damit auch die eigenständige Verwaltung des Kirchenguts, vor allem der Klöster. Das Klosteramt Alpirsbach wird zunächst in ein weltliches Oberamt umgewandelt, doch schon 1810 aufgehoben. Die Einrichtung eines Kameralamts in den Jahren 1807–11 und 1821–43 vermag den Verlust der zentralörtlichen Bedeutung für die Wirtschaftskraft Alpirsbachs nicht zu kompensieren: Handwerker erhalten kaum mehr öffentliche Aufträge, Geschäfte und Gasthäuser verlieren ihre Kunden an das neu geschaffene Oberamt Oberndorf und dessen Einrichtungen. Die Hungerjahre 1816/17 gehen einher mit dem unaufhaltsamen Niedergang des Bergbaus auf



(Silber und) Kobalt, der mit der Schließung der Farbmühle 1845 endgültig zum Erliegen kommt.

Das Königreich Württemberg stieß in wenigen Jahrzehnten die „durchaus entbehrlichen lästigen Besitzungen“ ab, darunter auch die Marienkapelle, deren Steine beim Bau einer Spinnerei Verwendung fanden. Umgekehrt nimmt in dieser Zeit die Bevölkerung um etwa ein Drittel durch Auswanderung in europäische und außereuropäische Länder ab. Die Erhebung zur Stadtgemeinde 1869 und der Anschluß an das badische und württembergische Eisenbahnnetz wenig später bringen eine bescheidene wirtschaftliche und soziale Erholung, die auch die Gebietsreform ein Jahrhundert später nicht entscheidend verbessern kann.

Abschließend bot Johannes Wilhelm mit dem Vortrag „Die Rolle der Denkmalpflege bei der Erhaltung des Klosters Alpirsbach“ einen Einblick in beinahe 200 Jahre Geschichte der Denkmalpflege an einem herausragenden Ensemble. Auf der Grundlage der Geschichte der Veränderungen des Klosters wird die Linie der unterschiedlichen zeitgebundenen Auffassungen gegenüber dem gebauten Geschichtsdokument deutlich. Die Denkmalpflege – als geisteswissenschaftliche Aufgabe, nicht als amtliche

■ 9 Lederscheide für ein einschneidiges Messer und zwei spitze Schreibgeräte, die auf der Vorderseite (links) als Abdrücke zu erkennen sind. Auf der Rückseite (rechts) ist eine Verbindungsnaht zu ergänzen; hier befanden sich auch weitere Durchzugsschlaufen, an denen Tragbänder befestigt waren (Foto LDA).

Institution – läßt sich am Beispiel der Alpirsbacher Klosterkirche in ihrer zeitlichen Eingebundenheit exemplarisch darstellen.

Die enge Bindung von Gestalt und Nutzung einerseits und die bewußte deutende Umgestaltung als Interpretation des Denkmals andererseits stehen in Wechselwirkung. Der Beitrag stellt exemplarisch die Veränderungen der Klosterkirche im Innern wie auch die großen Eingriffe in den Klausurbau im 20. Jahrhundert vor.

Über Purifizierung 1869, Historisierung 1879/81, deren Korrektur 1900 und zurück zur Purifizierung 1956/60 gibt der Kirchenraum ein hervorragendes Beispiel für den Umgang mit Baudenkmalern in den letzten 150 Jahren. Der Refektoriumsraum, genutzt als katholische Pfarrkirche, belegt mit seinen Veränderungen ebenso den jeweiligen Zeitgeist wie auch den rigorosen Umgang mit untergeordneten Teilen der Klosteranlage.

Die anlässlich des Jubiläums vorgenommene Sichtung der Akten und die – zum Teil neu zusammengestellten – Bilddokumente ermöglichen darüberhinaus eine Darstellung, die in dieser Dichte nur für wenige Baudenkmäler in Baden-Württemberg möglich ist. Das Ergebnis sollte eine Mahnung zur Vorsicht in den gegenwärtigen Diskussionen einer nutzungsorientierten, wirtschaftlich denkenden Denkmalpflege sein.

Alle Vorträge wurden begleitet von regen Diskussionen, die sachkundig und temperamentvoll von den Kollegen Kurt Andermann, Karlsruher Mitarbeiter der Abteilung Landesbeschreibung der Landesarchivdirektion und langjährigem Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein, und von Matthias Untermann, wissenschaftlichem Angestellten bei der Außenstelle Freiburg des Landesdenkmalamtes und ausgewiesenen Kenner monastischen Bauens, moderiert wurden. Den Abschluß der beiden Tage bildete ein öffentlicher Abendvortrag, in dem Hermann Ehmer vom landeskirchlichen Archiv in Stuttgart das Thema „Vom Kloster zur Stadt, Alpirsbach 1095–1995“ vor-

stellte. Ihm gelang es, in gedrängter Darstellung, die Geschichte Alpirsbach nochmals Revue passieren zu lassen, wobei er vor allem den für die Genese der heutigen Stadt wichtigen Übergang vom Kloster zum Klosteramt würdigte.

Alle Vorträge sowie die folgenden, während der Vorbereitungszeit behandelten Themen sollen anschließend in einer Publikation des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Darin wird Otto Teschauer, Außenstelle Karlsruhe des Landesdenkmalamtes, die archäologischen Befunde, den neuen Gesamtplan und den übergeordneten Abbildungsteil betreuen, während Frau Christa Balharek, ebenfalls Landesdenkmalamt Karlsruhe, die sich um die für die Baugeschichte wichtigen Quellen gekümmert hat, die zum Druck vorgesehenen Auszüge vorbereitet. An weiteren Beiträgen sind in Vorbereitung: Richard Strobel, Die romanische Bauskulptur; Franziska Morgner-Fandler, Das Tympanon über dem Hauptportal; Christoph Graf von Pfeil, Die „romanische“ Bank von Alpirsbach und andere Ausstattungstücke; Claudia Lichte und Anna Moraht-Fromm, Das Marien-Retabel in der Klosterkirche; Hermann Ehmer, Die Papierfunde aus dem Dorment; Uwe Gross, Keramik- und Metallfunde aus dem Dorment; Harald Rosmanitz, Der Prophet Joseph und die Weitsicht – Beobachtungen an einer frühbarocken Kachel aus Alpirsbach; Katharina Laier-Beifuß, Die Kirchen, an denen Alpirsbach Patronatsrechte hatte; Hans Harter, Zur Siedlungsgeschichte des oberen Kinzigtals; Wolfgang Seibrich, Die Abtei Alpirsbach nach dem Restitutionsedikt von 1629; Martin Hummel, Alpirsbach im 30jährigen Krieg – die katholische Restitution und ihre politischen, wirtschaftlichen, religiösen und sozialen Auswirkungen auf das evangelische Klosteramt; Winfried Hecht, Die Alpirsbacher Pflege in Rottweil; Felix Heinzer, Zu Skriptorium und Bibliothek.

Dr. Dietrich Lutz
LDA · Archäologie des Mittelalters
Durmersheimer Straße 55
76 185 Karlsruhe

Ausstellungen

Fridolinskult – Hammerschmiede – Wasserkraft

Neue archäologische Untersuchungen zu Stift und Stadt Bad Säckingen

Villa Berberich
Bad Säckingen

2. 12. 1995 bis 14. 1. 1996

Öffnungszeiten: Mittwoch, Donnerstag, Samstag, Sonn- und Feiertag jeweils 14–17 Uhr

Die Geschichte von Bad Säckingen wird seit dem frühen Mittelalter wesentlich bestimmt durch die Verehrung des heiligen Fridolin, auf den die Gründung des Stiftsklosters im 6. Jahrhundert zurückgeführt wird.

Einen Schwerpunkt der Ausstellung bilden die Ergebnisse der archäologischen Untersuchungen im Bereich der Münsterkrypta im Zuge der soeben abgeschlossenen Restaurierungsarbeiten. Sie werden ergänzt durch die Auswertung der Bauuntersuchungen am Münster während der Restaurierungen der letzten 25 Jahre sowie durch Notgrabungen in seiner unmittelbaren Umgebung, im ehemaligen Klosterareal seit Anfang der 70er Jahre.

Im Schatten des Nonnenklosters entstand im hohen Mittelalter auf der Rheininsel eine Marktsiedlung, die im Laufe des späteren Mittelalters zur ummauerten Stadt wird. Hier werden aus Baustellenuntersuchungen frühstädtische Siedlungsbefunde vorgestellt.

Spätestens seit dem ausgehenden Mittelalter spielten die Verhüttung und der Handel mit Eisenerz aus dem nahen Fricktal (Kanton Aargau) eine maßgebliche Rolle im Wirtschaftsleben der Stadt und des Stiftes. Notgrabungen oberhalb der Stadt am Ausgang des Schöpfbachtals erlauben einen kleinen Einblick in diesen frühen Industriezweig, ergänzt durch Archivalien und historische Bildzeugnisse.

Die Hammerwerke und die Schmelzöfen bezogen ihre Wasserkraft aus einem weitläufigen Kanalsystem, dem „Heidenwehr“. Der sicher bis ins Mittelalter zurückreichenden Erschließung der Wasserenergie im Südschwarzwald ist ein weiterer Schwerpunkt der Ausstellung gewidmet.

Die zunehmende Bedeutung der adeligen Dienstleute des Klosters als weltlicher Gebietsherrschaft wird am Beispiel der weit von Säckingen über dem Murgtal gelegenen Burg Wieladingen dargestellt.

Ein Führer durch die Ausstellung erscheint in der Reihe der „Archäologischen Informationen aus Baden-Württemberg“.

Römische Badeanlage

Hüfingen (Schwarzwald-Baar-Kreis)
Öffnungszeiten: Sonntag 14–17 Uhr
Gruppen nach Vereinbarung mit der Stadtverwaltung Hüfingen
Tel.: 07 71/60 090

Mit allen Wassern gewaschen

Römisches Badewesen in Südwestdeutschland

Rathaus Hüfingen

Öffnungszeiten: Montag bis Freitag 9–12 Uhr, Donnerstag 14–18 Uhr, Sonntag 14–17 Uhr
Bis 26. 4. 1996

Seit Oktober 1995 ist bei Hüfingen wieder die römische Baderuine zu besichtigen, nach längerer Schließung und einer notwendigen Sanierung des Gebäudes. In den 1820er Jahren wurde rechts der Breg, ungefähr 1 km von der Stadt entfernt, ein größeres römisches Badegebäude entdeckt, freigelegt und konserviert. Auf Anordnung von Karl Egon II., Fürst zu Fürstenberg, wurde über dieser Anlage ein großes Schutzhaus errichtet – nicht in der Art klassizistischer Ausstellungspavillons, sondern als mächtiger „Scheunenbau“ wie er z. B. von den Domänengebäuden auf der Baar bekannt ist. Römische Ruine und Schutzbau bilden ein eindrückliches archäologisches und architektonisches Kulturdenkmal – eines der frühesten Beispiele für Denkmalschutz in unserem Lande!

Das Bad, zunächst Militärbad des nahen Römerkastells, wurde in der 2. Hälfte des 1. nachchristlichen Jahrhunderts angelegt und bestand bis ins 3. Jahrhundert. Klar läßt sich im Grundriß ein älterer Bau mit vier Baderäumen (im Blocktypus) von einem wenig jüngeren Anbau mit Schwimmbecken trennen.

Die ideale Ergänzung zur Besichtigung der Baderuine bildet noch bis zum 26. 4. 1996 der Besuch der Ausstellung „Mit allen Wassern gewaschen“ im Rathaus Hüfingen: Dargestellt sind die Entwicklung und Bedeutung des Badewesens in römischer Zeit in Südwestdeutschland. Ruinen römischer Bäder sind mit die wichtigsten und am besten erhaltenen Zeugnisse römischer Zivilisation in unserem Land! Die vielfältigen Aspekte der antiken Badekultur (Hygiene, Gesundheitswesen, Kuren), aber auch die Bedeutung der Thermenanlagen als Ort der Geselligkeit – gut vergleichbar den heutigen Erlebnisbädern – werden aufgezeigt. Einen Schwerpunkt bildet dabei die großartige Thermenanlage in Badenweiler, die bedeutendste antike Ruine in Südwestdeutschland.

Zu beiden Ausstellungen sind Führer erschienen: P. Mayer-Reppert, Briegobannis – Das römische Hüfingen. Führer zu archäologischen Denkmälern 19. Theiss-Verlag, Stuttgart 1995. –

■ 1 Ansicht der Altstadt von Bad Säckingen



J. u. K. Heiligmann, G. Schnekenburger, Römisches Badewesen in Südwestdeutschland. Verlag Staatsanzeiger für Baden-Württemberg, Stuttgart 1995.

Archäologischer Schauplatz Kappelhof

Zweigstelle des Stadtmuseums Pforzheim
Ecke Altstädter- und Kappelhofstraße
Pforzheim
Öffnungszeiten: Sonntag 10–17 Uhr
Gruppen nach Vereinbarung,
Tel. 07 231/39 20 79

Im Kappelhof in Pforzheim kann man seit September 1995 einen Rundgang durch 1900 Jahre Stadtgeschichte machen: die bei den Grabungen des LDA (seit 1989) freigelegten Baustrukturen konnten in einem Tiefgeschoß erhalten und zugänglich gemacht werden.

Die römische Siedlung Portus erstreckte sich hier im Bereich der „Altstadt“ nördlich und südlich der Enz; verbunden durch eine Furt, über die auch die wichtige Römerstraße Straßburg–Cannstatt führte. Ausgrabungen in der Nachkriegszeit (1949–1959) und nach 1989 haben vielfältige Baustrukturen, Brunnen und einen Abschnitt der Römerstraße freigelegt. Im Kappelhof konnte nach der römischen Epoche eine fast kontinuierliche mittelalterliche Besiedlung bis ins 19. Jahrhundert nachgewiesen werden, darunter auch die Überreste des Wirtschaftshofes von Kloster Hirsau. Funde aus den Ausgrabungen und eine Sammlung der wichtigsten römischen Steindenkmäler der Region runden das Bild ab.

Neuerscheinung

Ute Seidel, Bronzezeit. Sammlungen des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart 2. Stuttgart 1995. 162 Seiten mit ca. 150 (nicht durchnummerierten), meist farbigen Abbildungen. Bezug über das Württembergische Landesmuseum Stuttgart.

Nur kurze Zeit nach Erscheinen des ersten Bandes „Steinzeit“ von E. Keefer wird die Reihe der „Saalführer“ zu den ständigen Ausstellungen der Archäologischen Abteilung im WLM in chronologischer Folge mit dem Band „Bronzezeit“ fortgesetzt. Dieser Band ist einer auch für Württemberg technikgeschichtlich wie gesellschaftlich

entscheidenden Epoche gewidmet, in der die Wurzeln historisch bezeugter „vorgeschichtlicher“ Kulturgruppen liegen.

Das Buch bietet – nach der Arbeit von G. Kraft (1926) – die erste, größere Zusammenfassung über die Bronzezeit in Württemberg und wendet sich an den Leser ohne Spezial- und Vorwissen. Die Lektüre wird durch die hervorragenden Neuaufnahmen zahlreicher Funde unterstützt, sein Interesse geweckt.

Die Auswahl der Objekte und der Themen orientiert sich eng an der Aufstellung der Schausammlung im WLM. Diese beherbergt allerdings auch Glanzpunkte – wie die prachtvollen keramischen und bronzenen Grabfunde der Hügelgräberzeit (auf der Schwäbischen Alb) oder die zeitlich etwas jüngeren Funde aus den ältesten Wagengräbern im süddeutschen Raum.

Kulturgeschichtlich interessanten Erscheinungen wird besondere Aufmerksamkeit geschenkt, z. B. der Herkunft und dem Handel des neuen Rohmaterials Bronze und dem fesselnden Thema der bronzezeitlichen Opferfunde. Ergänzt wird der Überblick um eine Darstellung des Siedlungswesens, das in der Schausammlung unterrepräsentiert ist. Dargestellt werden u. a. die Ergebnisse der neuesten archäologischen Forschungen des Projekts Bodensee-Oberschwaben im Federsee, die mit den naturwissenschaftlichen Forschungen zur Vegetationsgeschichte dieses Raumes verknüpft werden. Detailliertere Fragen um Chronologieprobleme treten dagegen in den Hintergrund.

Der Text ist chronologisch aufgebaut, es wird versucht, unser heutiges Wissen über diese Zeit, aber auch die durch den Forschungsstand bedingten großen Wissenslücken (z. B. im Siedlungswesen) darzustellen. Dem Haupttext vorgestellt sind allgemeine Kapitel, etwa zur archäologischen Zeiteinteilung und den Überlieferungsbedingungen. Besonderes Gewicht hat der Abschnitt über Bergbau und Gußtechniken, der durch geschickt gewählte, didaktische Zeichnungen plastisch erklärt wird.

Ein Glossar, Literaturangaben, ein Fundstellenverzeichnis bilden die Grundlage für die weitere Beschäftigung des Lesers mit dieser Epoche.

Der Leser wird zu seiner Freude und Information viele brillante fotografische Neuaufnahmen finden: liebevoll umgesetzte Didaktikzeichnungen und meist gut umgearbeitete Pläne

illustrieren und vertiefen den Text. So kommt dieser Katalog aufs beste den Intentionen der von der EU in diesem Jahr gestarteten Kampagne entgegen, Interesse in der Öffentlichkeit für „Die Bronzezeit – das erste goldene Zeitalter Europas“ zu wecken.

Abbildungsnachweis

Büro Crowell, Karlsruhe Titelbild, 144, 151, 152, 153, 154, 155, 156;
Stadtarchiv Freiburg 177, 181, 183;
E. Roth, Freiburg 181, 182, 184–187;
WFL GmbH Würzburg/H. Launer, Freiburg 179;
Denkschrift der Siedlungsgesellschaft Freiburg im Breisgau GmbH anlässlich ihres zehnjährigen Bestehens (1929) 180;
LDA Freiburg 169–176, 190, 193, 194, 195, 197;
LDA Karlsruhe 147, 148, 150, 151, 152, 156, 157, 159–162, 217;
LDA Stuttgart 218.

Veröffentlichungen DES LANDESDENKMALAMTES

Sämtliche Veröffentlichungen können nur durch den Buchhandel bezogen werden (der „Ortskernatlas“ auch über das Landesvermessungsamt).

Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg

Deutscher Kunstverlag

Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Ulm – ohne die Gemarkung Ulm

Bearbeitet von
Hans Andreas Klaiber,
Reinhard Wortmann
München/Berlin 1978

Die Kunstdenkmäler des Stadtkreises Mannheim

Bearbeitet von Hans Huth.
Mit Beiträgen von
E. Gropengießer,
B. Kommer, E. Reinhard,
M. Schaab
München/Berlin 1982

Adolf Schahl

Die Kunstdenkmäler des Rems-Murr-Kreises
München/Berlin 1983

Arbeitshefte des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg

Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Heft 1, 1986
Richard Strobel und
Felicitas Buch
Ortsanalyse

Heft 2, 1989
Ulrich Schnitzer

Schwarzwaldhäuser von gestern für die Landwirtschaft von morgen

Heft 3, 1995

Ulrich Boeyng
Eiserne Eisenbahnbrücken in Baden-Württemberg

Ortskernatlas Baden-Württemberg Landesdenkmalamt Landesvermessungsamt Stuttgart

Stadt Baden-Baden (2.2, 1993)

bearb. v. W. Deiseroth

Stadt Bietigheim-Bissingen (1.8., 1988)

bearb. v. P. Findeisen

Stadt Esslingen a. N. (1.1., 1985)

bearb. v. P. Wichmann

Stadt Herrenberg (1.5., 1986)

bearb. v. H. Reidel/
W. Deiseroth

Stadt Ladenburg (2.1., 1984)

bearb. v. W. Deiseroth

Stadt Leonberg (1.4., 1986)

bearb. v. P. Wichmann/
W. Deiseroth

Stadt Markgröningen (1.7. 1987)

bearb. v. P. Findeisen

Stadt Meersburg (4.2., 1988)

bearb. v. H. Reidel/
W. Deiseroth

Stadt Ravensburg (4.1., 1988)

bearb. v. W. Deiseroth/
J. Breuer

Stadt Rottweil (3.1., 1989)

bearb. v. P. Findeisen

Stadt Schorndorf (1.9., 1989)

bearb. v. E. Geiger

Stadt Schwäbisch Gmünd (1.2., 1985)

bearb. v. J. Breuer

Stadt Schwäbisch Hall (1.3., 1986)

bearb. v. W. Deiseroth

Stadt Überlingen (4.3., 1994)

bearb. v. P. Findeisen

Stadt Vaihingen a. d. Enz (1.10., 1992)

bearb. v. E. Geiger

Stadt Villingen-Schwenningen (3.2., 1991)

bearb. v. P. Findeisen

Stadt Waiblingen (1.6., 1987)

bearb. v. E. Geiger

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Band 1, 1972

Günter P. Fehring
Unterregenbach
Kirchen, Herrnsitz,
Siedlungsbereiche

Band 2, 1974

Antonin Hejna
Das „Schloßle“ zu
Hummersried.
Ein Burgstall des 13.
bis 17. Jahrhunderts

Band 6, 1979

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Band 7, 1981

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Band 8, 1983

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Band 9, 1986

Volker Roeser und
Horst-Gottfried Rathke
St. Remigius in Nagold

Band 10, 1991

Hirsau, St. Peter und Paul, 1091–1991

Band 11, 1993

Michael Schmaedecke
Der Breisacher Münsterberg

Band 12, 1991

Uwe Gross
Mittelalterliche Keramik zwischen Neckamündung und Schwäbischer Alb

Band 14, 1993

Eleonore Landgraf
Ornamentierte Bodenfliesen des Mittelalters in Süd- und Westdeutschland

Band 15, 1992

Ilse Fingerlin,
Die Grafen von Sulz und ihr Begräbnis in Tiengen am Hochrhein

Band 16, 1993

Dorothee Ade-Rademacher,
Reinhard Rademacher
Der Veitsberg bei Ravensburg

Fundberichte aus Baden-Württemberg

E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung

(Nägele & Obermiller, Stuttgart)
Bd. 1, 1974 – Bd. 19, 1994

Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg

Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Band 1, 1972–10, 1978

Band 11, 1981

Wolfgang Czysz u. a.
Römische Keramik aus dem Vicus Wimpfen im Tal

Band 12, 1982

Ursula Koch
Die fränkischen Gräberfelder von Barga und Berghausen in Nordbaden

Band 13, 1982

Mostefa Kokabi
Arae Flaviae II Viehhaltung und Jagd im römischen Rottweil

Band 14, 1983

U. Körber-Grohne,
M. Kokabi, U. Piening,
D. Planck

Flora und Fauna im Ostkastell von Welzheim

Band 15, 1983

Christiane Neuffer-Müller
Der alamannische Adelsbestattungsplatz und die Reihengräberfriedhöfe von Kirchheim am Ries (Ostalbkreis)

Band 16, 1983

Eberhard Wagner
Das Mittelpaläolithikum der Großen Grotte bei Blaubeuren (Alb-Donau-Kreis)

Band 17, 1984

Joachim Hahn
Die steinzeitliche Besiedlung des Eßelsburger Tales bei Heidenheim

Band 18, 1986

Margot Klee
Arae Flaviae III Der Nordvicus von Arae Flaviae

Band 19, 1985

Udelgard Körber-Grohne,
Hansjörg Küster
Hochdorf I

Band 20, 1986

Studien zu den Militärgrenzen Roms III Vorträge des 13. Internationalen Limeskongresses, Aalen 1983

Band 21, 1987

Alexandra von Schnurbein
Der alamannische Friedhof bei Fridingen an der Donau (Kr. Tuttlingen)

Band 22, 1986

Gerhard Fingerlin
Dangstetten I

Band 23, 1987

Claus Joachim Kind
Das Felsställe

Band 24, 1987

Jörg Biel
Vorgeschichtliche Höhensiedlungen in Südwürttemberg-Hohenzollern

Band 25, 1987

Hartwig Zürn
Hallstattzeitliche Grabfunde in Württemberg und Hohenzollern

Band 26, 1988

Joachim Hahn
Die Geißlenklösterle-Höhle im Achtal bei Blaubeuren I

Band 27, 1988

Erwin Keefer
Hochdorf II Die Schussenrieder Siedlung

Band 28, 1988

Arae Flaviae IV Mit Beiträgen von Margot Klee, Mostefa Kokabi, Elisabeth Nuber

Band 29, 1988

Joachim Wahl,
Mostefa Kokabi
Das römische Gräberfeld von Stettfeld I

Band 30, 1988

Wolfgang Kimmig
Das Kleinaspergle

Band 31, 1988

Der prähistorische Mensch und seine Umwelt.
Festschrift für Udelgard Körber-Grohne

Band 32, 1988

Rüdiger Krause
Grabfunde von Singen am Hohentwiel I

Band 33, 1989

Rudolf Altkamp
Das südliche Oberrheinland in frühromischer Zeit

Band 34, 1989

Claus Joachim Kind
Ulm-Eggingen – bandkeramische Siedlung und mittelalterliche Wüstung

Band 35, 1990

Jörg Heiligmann
Der „Alb-Limes“

Band 36, 1990

Helmut Schlichtherle
Siedlungsarchäologie im Alpenvorland I

Band 37, 1990

Siedlungsarchäologie im Alpenvorland II

Band 38, 1990

Ursula Koch
Das fränkische Gräberfeld von Klepsau im Hohenlohekreis

Band 39, 1991

Siegfried Frey
Bad Wimpfen I

Band 40, 1990

Egon Schallmayer u. a.
Der römische Weihebezirk von Osterburken I

Band 41/1, 1992

Siegwald Schiek
Das Gräberfeld der Merowingerzeit bei Oberflacht (Gemeinde Seitingen-Oberflacht, Lkr. Tuttlingen)

Band 41/2, 1992

Peter Paulsen
Die Holzfunde aus dem Gräberfeld bei Oberflacht und ihre kulturhistorische Bedeutung

Band 43, 1994

Rüdiger Rothkegel
Der römische Gutshof von Laufenburg/Baden

Band 45, 1994

Akten der 10. Tagung über antike Bronzen

Band 48, 1993

Matthias Knaut
Die alamannischen Gräberfelder von Neresheim und Kössingen, Ostalbkreis

Band 49, 1994

Der römische Weihebezirk von Osterburken II. Kolloquium 1990 und paläobotanisch-osteologische Untersuchungen.

Band 50, 1994

Hartmut Kaiser,
C. Sebastian Sommer
LOPODVNUM I

Band 51, 1994

Anita Gaubatz-Sattler
Die Villa rustica von Bondorf (Lkr. Böblingen).

Band 52, 1993

Dieter Quast
Die merowingerzeitlichen Grabfunde aus Gültlingen (Stadt Wildberg, Kreis Calw)

Band 53, 1994

Beiträge zur Archäozoologie und Prähistorischen Archäologie

Atlas archäologischer Geländedenkmäler in Baden-Württemberg

Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Band 1, 1990

Kurt Bittel,
Siegwald Schiek,
Dieter Müller
Die keltischen Viereckschanzen

Band 2, 1993

Claus Oeffiger,
Dieter Müller
Vor- und frühgeschichtliche Befestigungen
Hefte 1–4

Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg

Kommissionverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

H. 5, 1985 – H. 30, 1995

Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg

Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Band 1985–Band 1994

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das Landesdenkmalamt ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Archäologische Denkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefaßt.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter; Untere Baurechtsbehörden; Regierungspräsidien; Wirtschaftsministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmälern und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter, planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Amtsleitung, Abteilungsleitung, Verwaltung, Inventarisierung, Öffentlichkeitsarbeit, Technische Dienste, Mörikestraße 12, 70178 Stuttgart, Telefon (07 11) 16 94-9, Telefax (07 11) 16 94-5 13

Dienststelle Stuttgart (zuständig für den Regierungsbezirk Stuttgart)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Zentrale Planungsberatung
Zentrale Restaurierungsberatung
Mörikestraße 12
70178 Stuttgart
Telefon (07 11) 16 94-9
Telefax (07 11) 16 94-5 13

Archäologische Denkmalpflege
Abteilungsleitung
Archäologische Zentralbibliothek
Silberburgstraße 193
70178 Stuttgart
Telefon (07 11) 16 94-700
Telefax (07 11) 16 94-707

Arbeitsstelle Hemmenhofen
Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon (0 77 35) 30 01
Telefax (0 77 35) 16 50

Außenstelle Karlsruhe (zuständig für den Regierungsbezirk Karlsruhe)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Durmersheimer Straße 55
76185 Karlsruhe
Telefon (07 21) 50 08-0
Telefax (07 21) 50 08-1 00

Archäologische Denkmalpflege
Amalienstraße 36
76133 Karlsruhe
Telefon (07 21) 91 85-4 00
Telefax (07 21) 91 85-4 10

Archäologie des Mittelalters
Durmersheimer Straße 55
76185 Karlsruhe
Telefon (07 21) 50 08-2 05
Telefax (07 21) 50 08-1 00

Außenstelle Freiburg (zuständig für den Regierungsbezirk Freiburg)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 20 50
Telefax (07 61) 2 05-27 55

Archäologische Denkmalpflege
Marienstraße 10 a
79098 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 05-27 81
Telefax (07 61) 2 05-27 91

Archäologie des Mittelalters
Kirchzartener Straße 25
79117 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 6 79 96
Telefax (07 61) 6 79 98

Außenstelle Tübingen (zuständig für den Regierungsbezirk Tübingen)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Gartenstraße 79
72074 Tübingen
Telefon (07 0 71) 2 00-1
Telefax (07 0 71) 2 00-26 00

Archäologische Denkmalpflege
Archäologie des Mittelalters
Alexanderstraße 48
72070 Tübingen
Telefon (07 0 71) 9 13-0
Telefax (07 0 71) 9 13-2 01